

Diplomarbeit im Studiengang Diplomsoziologie

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

# **Sex-Games!?**

Das feministische Subjekt zwischen

Identitätszwang und Subversion

Simon Wörmann: Januar 2004

Erstgutachterin: Dr. Birgit Riegraf

Zweitgutachter: Prof. Dr. Axel Grönemeyer

<b>EINLEITUNG:</b>	<b>1</b>
<b>1.FEMINISTISCHEIDENTITÄTSPOLITIK-GRENZENDERIDENTITÄT</b>	<b>13</b>
1.1.KritikaneurozentristischenVorannahmendesfeministischen'Wir'	19
1.2.KritikanheteronormativenVorannahmenderKategorie'Frau'	24
<b>2.QUEER-FEMINISTISCHEKRITIKANFEMINISTISCHERTHEORIEUND PRAXIS</b>	<b>31</b>
2.1.JudithButler:KritikanIdentitätspolitiken	31
2.2.Poststrukturalistischedentitätskonzepte	34
2.3.Queerpolitischedentitätskonzepte	35
2.4.KörperalsÜberlebensstrategie	39
2.5.KörperzwischenpassiverundaktiverMaterie	42
<b>3.POSTMODERNEMACHTVERHÄLTNISSE–SEXUELLE SELBSTVERHÄLTNISSE</b>	<b>47</b>
3.1.Foucault:MachtundSexualität	49
3.2.SexualitätsdispositivealsStrategiederBiomasicht	54
3.3.ModernePolitikdesSexes	59
3.4.Selbsttechnologien	63
3.5.GeschichtenderGeschlechter	65
<b>4.BODYGUARDS: DIE ÜBERWACHUNG DES GESCHLECHTERDUALISMUS</b>	<b>75</b>
4.1.IntersexualitätsbehandlungalsNormalisierungspraxis	75
4.2.DasTranssexuellengesetzalsNormalisierungspraxis	81
<b>5.TRANSGENDER-GENDERNAUTS-MUTATIONS</b>	<b>86</b>

<b>5.1. Sexgames?? Handlungsspielräume in der ZwangsZ</b>	<b>weigeschlechtlichkeit</b>	<b>89</b>
<b>5.1.1. Judith Butlers' Performancekonzept</b>		<b>91</b>
<b>5.2. Die Geschlechtsidentität als rituelles soziales</b>	<b>Drama</b>	<b>92</b>
<b>5.3. Praktiken der Des-Identifizierung</b>		<b>95</b>
<b>5.3.1. Subversive Maskulinität?</b>		<b>102</b>
<b>LITERATUR:</b>		<b>105</b>

Einleitung:

„Are you a boy or a girl?“<sup>1</sup>, „Kein Geschlecht oder viele?“, „Wider die Eindeutigkeit“, „Das verqueerte Begehren“, „Intersexions“, „FeMale“, „Female Maskulinitiy“, „Self-made Man“, „Sex denken“, „Sublime Mutations“, „gendernauts“, „Venus Boys“, „Kingz of Berlin“, „Pussy cocks“ – so oder anders lauten zu Beginn des dritten Jahrtausends Titel und Namen von Büchern, Promotionen, Film- und Ausstellungsplakaten, Kinofilmen, Drag King<sup>2</sup>-Ausstellungen und Performancegruppen rund um das Thema Geschlecht. Mensch kann theoretisch – ob nun in Wissenschaft, Subkultur oder bündelnd lokalisiert – zur Zeit wohl kaum an dem Phänomen des ins Wanken gekommenen Geschlechterverhältnisses und die dadurch hinterfragte Zwei-Geschlechter-Ordnung vorbeisehen. Die Titel haben gemeinsam, dass sie die dominante, wissenschaftlich tief verankerte Vorstellung, dass das soziale Geschlecht eines Menschen (gender) entweder weiblich oder männlich, mit seinem/ihrer biologischen Geschlecht (sex) identisch, davon ableitbar und ein Leben lang gleichbleibend ist, verunsichern. Die „diskursiven Veruneindeutigen“ (Engel 2002) beschränken sich dabei keineswegs auf die zum Teil kunstvoll gestalteten Buchcover oder den subversiven Touch von Performance und Bühne, sondern tauchen ebenso in Politik<sup>3</sup>, Wissenschaft und Alltag auf und bezeichnen dort eine Kritik an der angeblich 'natürlichen' Legitimation des äußerst wirksamen „zweigeschlechtlichen Erkennungsdienstes“ (Tyrell, 1986). In dieser neueren Auseinandersetzung mit und über Geschlecht wird die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit als Ergebnis einer gesellschaftlichen Ordnung redefiniert, „durch die Ressourcen verteilt, Hierarchien aufrechterhalten und Ungleichheiten legitimiert werden“ (Berger 2002, 205). Das Agieren der unterschiedlichen AkteurInnen im diskursiven Feld der Geschlechterpolitik ist dabei durch aufeinander aufbauende, parallel existierende und sich überkreuzende Diskurse gekennzeichnet. Die Intersexuellenbewegung zeichnet sich in diesem Kontext durch die Forderung nach körperlicher Unversehrtheit und einem gesellschaftlich

---

<sup>1</sup> 1Tagung zu Gouvernementalität und Geschlecht der Heinrich Böll Stiftung Mai 2003, 2-10 Büchertitel/Ausstellungskataloge 11Film, 12/13drag King-Boygrops

<sup>2</sup> Drag – King: Als Mann auftretende Person, deren Inszenierung von Männlichkeit nicht zwangsläufig Mannsein bedeutet, sondern Männlichkeit inszeniert und persifliert.

<sup>3</sup> Vgl Drucksache des Bundestag: 14/5425 vom 16.3.2001 zum Thema Intersexualität sowie Klöppel(2002), 153, FAZ. 17.10.2001 und 18.7.2003 sowie <http://www.transmann.de/>

legitimen, rechtlich abgesicherten Ort 'zwischen' oder außerhalb der zweigeschlechtlichen Norm aus<sup>4</sup>, skandalisiert medizinische und wissenschaftliche Normierungspraxen und plädiert für eine Vielfalt der biologischen und sozialen Geschlechter. Die Transgender- und Transsexuellenbewegung stellt ergänzend dazu die Forderung auf das Recht auf, das Geschlecht (im Sinne von sex und gender!) frei wählen bzw. das zugeschriebene Geschlecht nach eigenen Vorstellungen wechseln und gestalten zu können.

Ein weiterer, mit diesen Diskursen zum Teil verknüpfter und in dieser Arbeit zentrale Strang, sind wissenschaftliche Diskurse über Macht, Geschlecht und Sexualität. Hier haben insbesondere die feministisch ausgerichteten, poststrukturalistischen<sup>5</sup> Ansätze von Butler, die diskurstheoretischen Analysen<sup>6</sup> von Foucault und die aus ihnen hervorgehende, sich an einigen bundesdeutschen Universitäten langsam etablierende queere Theorie (s.u.)<sup>7</sup> in den letzten Jahren für eine tiefgreifende Destabilisierung der sozialen Konstruktion des Geschlechts gesorgt. Der Begriff Poststrukturalismus bezeichnet dabei die kritische Absetzbewegung vom 'klassischen Strukturalismus' und steht, wie ich noch

---

<sup>4</sup>Vgl. die Klage für die Eintragung eines dritten Geschlechts/von Intersexualität in den Pass beim Amtsgericht München vom 13.9.2001, zu finden unter [www.postgender.de](http://www.postgender.de) sowie Stellungnahme des Bundestages zu dieser Forderung in: Drucksache des Bundestag: 14/5425 vom 16.3.2001, 153, Kommentar in: FAZ. 17.10.2001 und 18.7.2003. Siehe auch Kapitel 4.

<sup>5</sup>Der feministische Poststrukturalismus ist, wie die feministische Theorie im Allgemeinen, ein sehr heterogenes Phänomen, welches durch unterschiedliche Ansätze gekennzeichnet ist. So gibt es z.B. die in den 80er Jahren innerhalb der Gleichheits- und Differenzdiskussion bekannt gewordenen Ansätze der Französin Irigaray, Kristeva und Cixous, die „unter Bezugnahme von Lacans Subjekttheorie und der dekonstruktivistischen Methode von Derrida feministische Subjekttheorien entworfen haben“ (Raab 1998, 63), sowie die Ansätze Gayatri Spivaks, welche auf der Grundlage von Derrida und Lyotard das Thema Postkolonialismus bearbeiten, und die Ansätze von Butler, die unter Verwendung von Foucaults Diskursanalysen den normativen Charakter von Subjekt, Sexualität und Geschlecht thematisieren.

<sup>6</sup>Der Begriff Diskurs steht hier für ein autoritatives Verfahren des Beschreibens. Diskurse werden besonders von Institutionen propagiert und ordnen die Welt in bestimmten Rastern (siehe ausführlich 3.1.). Die Diskurstheorie, wie sie z.B. von Michel Foucault u.a. entwickelt worden ist, geht davon aus, dass die gesamte soziale Welt durch das Handeln, durch Sprache, Symbole und Zeichen, in Diskursen erst hergestellt wird. Auf der Basis der vorhandenen Welt und der eigenen Erfahrungen verwirklichen die Menschen unter Berücksichtigung des Kontextes die bestehenden Regeln, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster. Diese Sichtweise hat den Vorteil, dass sie in Ergänzung zu herrschaftskritischen Makroanalysen (die z.B. 'den Klassengegensatz' betrachten), Feinstrukturen und das subtile Handeln der Beteiligten beschreiben können. Auch die entscheidende Bedeutung von Symbolen (wie z.B. wer wie ein Gespräch eröffnen kann, wer welche Art von Kleidung trägt und welche Körpersprache benutzt) kommt so in den Blick. Die Umsetzung der vorhandenen Diskursmöglichkeiten, das Verhalten und eben auch die subtilen Abweichungen, Variationen und Widerständigkeiten stehen im Zentrum. Siehe auch FN 27.

<sup>7</sup>Anke Engel weist darauf hin, dass obwohl sich 'Queere' Ansätze zum Teil durch „ein Übergehen einer langen Tradition feministischer und lesbentheoretischer Auseinandersetzungen auszeichnet haben (...) nichtsdestotrotz die Queer-Theorie von Anfang an durch feministische Traditionen gekennzeichnet ist“ (Engel 2002, 10).

ausführlich zeigen werde, für eine Denkrichtung, in der Identität nicht mehr als unveränderbar, sondern als provisorisch und kontingent verstanden wird. Der Begriff 'queer' ist in diesem Zusammenhang in der deutschsprachigen Auseinandersetzung aus dem englischsprachigen Raum übernommen worden, wo er auf der alltagspraktischen Ebene bis heute als Schimpfwort gegen Lesben und Schwule existiert. Queer steht hier substantivisch für 'falsche Währung' oder 'Falschgeld'. Umgangssprachlich ist 'Queer' also eine negative und verletzende Zuschreibung, welche mit der Assoziationspiel, dass Homosexuelle so etwas wie Falschgeld sind, mit dem die 'straight world', die Welt der 'richtigen' Frauen und Männer, arglistig getäuscht werden soll. Queer hatte jedoch im Amerikanischen eine Reihe von Bedeutungen, bevor der Begriff sich auf die Verwendung gegen Homosexuelle einengte. Diese Bedeutungen standen alle gemein im Zusammenhang mit Abweichung von Normalität: von unklarer Herkunft, sich nicht ganz wohl oder schlecht zu fühlen, nicht geradeaus (straight) zu sein, bis zu obskur, pervers, exzentrisch. Als Verb wurde 'queer' gebraucht im Sinne von: jemanden ausfragen oder lächerlich machen, aber auch zu lügen und zu betrügen (vgl. Butler 1995, 234). Die politisch wie theoretisch-wissenschaftlich motivierte Verwendung des Begriffs 'queer' spielt auf all diese abwertenden Bedeutungen<sup>8</sup> an und kehrt sie gegen die angeblich „natürliche Ordnung der Dinge“ (Hark 1994, 210), indem sie die Norm, und nicht mehr die Abweichung, in den Mittelpunkt rückt. Die Norm wird so für die Analyse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen der Kritik freigegeben.

'Queer' steht heute einerseits für eine Reihe von positiven Selbsteignungs- und Umdeutungsstrategien von abwertenden und verletzenden Zuschreibungen, nicht nur im Bereich sogenannter sexueller 'Abweichung'. Wissenschaftlich liegt andererseits die Bedeutung von queer, „vor allem im Zugriff auf die vernachlässigte Dimension heterosexuell begründeter und Heterosexualität begründender Herrschaft“ (Genschel 2003, 169), deren Verknüpfung mit normativer Zweigeschlechtlichkeit und ihrer Entnaturalisierung. Letzteres macht sichtbar, dass Heterosexualität und Heteronormativität in grundlegende Gesellschaftsmodelle

---

<sup>8</sup> Es ist auf Grund der Vielfältigkeit von Bedeutungen nicht einfach eine Entstehungsgeschichte der queer studies bzw. theory und politics zu rekonstruieren. Hinzu kommt, dass der Begriff einen Anspruch auf Zeitbedingtheit und Unbestimmtheit signalisieren soll. Als der Entstehungsort eines 'queer movement' wird jedoch immer wieder auf die Lesben- und Schwulenbewegung der USA der 80er hingewiesen, die nach (neuen) Möglichkeiten und Strategien suchte, der mit dem Aufkommen einer öffentlichen Diskussion über AIDS wieder erstarkte Homophobie etwas entgegenzusetzen.

eingeschrieben sind und gerade dadurch ihre Wirkmächtigkeit entfalten können. Heteronormativität umfasst dabei mehr als nur das 'Sexuelle', „Sie organisiert, was Sexualität gilt und fasst Sexualität als ein Wissenssystem, welches u.a. das Selbst als selbstverständlich Sexuelles und Sexualität als Marker wahrer [und falscher] Individualität und Persönlichkeit konstruiert“ (ebd.). Bezogen auf die Übertragung des Begriffs in den deutschsprachigen Kontext wird oftmals kritisiert, dass die hiesige Aneignung nicht darüber funktioniert, dem Begriff seine Diskriminierungsfunktion zu entreißen, sondern ihn aus einem subkulturellen Kontext zu importieren<sup>9</sup> und ihm somit jegliche sozialkritische Sprengkraft zu entziehen.

Wenn ich in dieser Arbeit den Begriff 'queer' benutze, dann beziehe ich das Adjektiv auf postmoderne und politische Praxen<sup>10</sup>, die im wissenschaftlichen- und außerwissenschaftlichen Kontext auf der Ebene der symbolischen Repräsentation<sup>11</sup> von Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfen agieren. Durch Eingriffe in den Symbolhaushalt der hegemonialen Kultur, wie z.B. durch Praxen der Maskerade und der Parodie, stellen queere Strategien ihrem Anspruch nach die 'Natürlichkeit' und 'Originalität' der Verkörperungen von Geschlecht und anderen Zuordnungsprinzipien in Frage. „Die Positionierung am Rande der Kultur als sonderbar und seltsam, als das Falschgeld der offiziellen Währung geschlechtlicher und sexueller Repräsentation, wird strategisch affirmiert und als Ausgangspunkt genommen, um die dominante Ordnung der Repräsentation von Geschlecht und Sexualität zu verpfuschen und den Effekt des Natürlichen zu destruieren (Hark 1993, 3).“ Durch die queertheoretischen somit neben die Ansätze der klassischen 'Homoforschung', die in Form von Repräsentations- und Identitätspolitik über Vorurteile und Verfolgung von Homosexuellen aufklären will und das Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung an eine positive

---

<sup>9</sup> Engel schlägt demzufolge vor, statt queer das Adjektiv 'pervers' zu verwenden, um „eine deutschsprachige heterosexistische Normalität zu provozieren“ (Engel 1996, 85), was wesentlich schwieriger zu übersehen/hören wäre: „Warum nicht im nächsten Semester ein Seminar 'Perverse Theorie' anbieten? Oder eine Postkarte: Liebe Oma! Ich würde gerne einige Tage mit meiner perversen Freundin bei dir auf dem Land verbringen“ (ebd.).“

<sup>10</sup> Nach Diana Fuss 1991 stellt *Queer*, ähnlich wie die cultural studies, die Trennung zwischen Theorie und Praxis, Wissenschaft und Alltag in Frage.

<sup>11</sup> Der Begriff der 'Repräsentation' steht in dieser Arbeit als „das Verhältnis von Symbolischem, Sozialem und Gesellschaftlichem“ (Engel 2002, 132). In Anlehnung an die *cultural studies* (Hall 1997) besteht ein Konstituierungszusammenhang zwischen den Prozessen der Repräsentation, Identitätskonstruktion, Produktion und Regulation. Ich definiere deshalb, in Anlehnung an Engel, 'Repräsentationspolitik' „als Instanz politischer Intervention, der konstitutive Kraft zukommt“ (Engel 2002, 132 u. 222).

Gruppenidentität knüpft, neue Positionen getreten Sie zeichnen sich durch eine generelle Kritik an normativen und normalisierenden Effekten von Identitätskonstruktionen und eine Sichtweise auf geschlechtliche und sexuelle Identitäten als gleichzeitig erzwungene, aber auch veränderbare Komponenten, aus.

Obwohl feministische Theorien bereits in den früheren 80ern darauf hinwiesen, dass der Kampf um Sexualität und ihre Regulierung unabdingbar mit der Genese und Reproduktion moderner sozialer Institutionen wie Familie, Staat, Privatheit und Öffentlichkeit, moderner Geschlechterdifferenz, Bevölkerungspolitik, 'nationaler' Identität oder kulturell verankerten Körpervorstellungen verbunden ist, zeichnet sich die moderne Soziologie bis heute, so Warner 1991, „in ihren Beschreibungen der sozialen Welt durch ihre schier endlose Kapazität aus, queere Sexualität zu marginalisieren (Warner 1991, 4)“. Immer noch gilt, dass „queere Themen innerhalb von Wissenschaft und Hochschule wenig mehr als ein Nischendasein<sup>12</sup> fristen“ (Heider, Micheler, Truider 2001, 13). Die Verortung einer queeren Perspektive auf Geschlecht und Sexualität am Rande des wissenschaftlichen Kanons lässt sich dahingehend deuten, dass Themen geschlechtlicher und 'sexueller Abweichung' an den deutschen Hochschulen mittlerweile zwar salonfähig geworden sind, aber sich bestenfalls einen als exotisch betrachteten Randbereich habenerkämpfen können.

Diese Arbeit verfolgt das Ziel, den theoretischen Einfluss der Queertheorie in Anlehnung an die feministische Poststrukturalistin Judith Butler und die diskurstheoretischen Ansätze von Foucault, auf die Analyse der Ordnung moderner Gesellschaften und die gegenwärtige Diskussion über Sexualität, Macht und Geschlecht im Kontext der feministischer Theorie und nachzuzeichnen. Um eine 'queere' Perspektive auf die diskursiv-kulturelle Herstellung von normativer Identität und zugleich die Frage nach Handlungsmöglichkeiten und Veränderungen nachzuzeichnen, werde ich im ersten Kapitel beschreiben, durch welchen 'Paradigmenwechsel' sich eine poststrukturalistische Perspektive auf Geschlecht und Geschlechterverhältnisse im Kontext der feministischen Theorie und Praxis auszeichnet.

---

<sup>12</sup>Weiterführend die AutorInnen aus, dass eine Integration in die allgemeine Lehre und Forschung in der Bundesrepublik nur selten existiert, nur wenige Lehrangebote und Prüfungsmöglichkeiten bestehen und Forschung und kaum Forschungsgelder zur Verfügung stehen.

Ich werfe dabei zwei zentrale Fragen auf, die sich als roter Faden durch die gesamte Arbeit ziehen und sich an die feministische Erkenntnistheorie und die sich daraus ableitenden Praxen richten: Was bedeutet die Kritik an der 'Kategorie Frau' für die Konzeptionalisierung des feministischen Subjekts? Welche Auswirkungen hat die Kritik an der 'Kategorie Frau' auf feministische Praxen? Um den Frage nachzugehen, werde ich mich im ersten Teil der Arbeit mit unterschiedlichen Konzepten feministischer Identitätspolitik auseinandersetzen. Ich stelle hier insbesondere am Beispiel der in die Literatur eingegangenen Debatte um 'Gleichheit und Differenz' dar, an welchen Stellen aus der Perspektive des feministischen Poststrukturalismus beiden Positionen eine naturalisierende Sichtweise auf Geschlechterverhältnisse unterstellt wird. Daran anschließend steht die derzeitige innerfeministische Kritik an geläufigen Theorie- und Praxismodellen im Mittelpunkt der Arbeit. Diese wird seit den 80ern von marginalisierten Gruppen, wie Schwarzen<sup>13</sup> Frauen (1.2.) und Lesben und Transgender (1.3.), formuliert, und richtet sich an das hegemoniale feministische Theoriemodell und seine Definition dessen **was** eine Frau ist bzw. **wer** das definiert. Die Kritik unterstellt dem feministischen Sprechen von 'den Frauen' die vereinheitlichende Grundannahme eines universellen weiblichen Subjekts sowie die Verabsolutierung eines imaginären Frauenkörpers und lässt sich, vereinfacht, durch eine Infragestellung von bisher unhinterfragten Prämissen, die Kategorie 'Frau', und die Kategorie 'Geschlecht', kennzeichnen. Das Hinterfragen dieser beiden Grundkonzepte feministischer Theorie und Praxis hat nicht nur zu einer anhaltenden 'Krise', sondern ebenso zur Entstehung neuer Sichtweisen auf Subjektivierungsprozesse und Repräsentationspolitiken geführt, in deren Kontext sich die Queer Theorie verorten lässt. Eine Autorin, die queere, poststrukturalistische und feministische Positionen miteinander verknüpft, ist Judith Butler. Sie hat in ihren Büchern *Gender Trouble* (1990 deutsch: *Das Unbehagen der Geschlechter*) und *Bodies that matter* (1995 deutsch: *Körper von*

---

<sup>13</sup>Die Großschreibung der Begriffe Weiß und Schwarz soll darauf aufmerksam machen, dass nicht von der Vorstellung einer Aufteilung der Menschen nach phänotypischen Merkmalen im Sinne biologischer Entitäten ausgegangen wird, sondern dass die Begriffe als soziale Konstruktion und politische Begriffe verstanden werden, die auf soziale Praxen und symbolische Ordnungen in gesellschaftlichen Machtverhältnissen hinweisen. Ursula Wachtendorfer schreibt hierzu „Diese soziale Konstruktion [von schwarz und weiß] ist dichotom und verweist auf den Exklusivitätsanspruch in der Selbstdefinition von Weißen. Wie könnte es sonst möglich sein, dass das Kind einer weißen Frau und eines Schwarzen Mannes nicht mit derselben Wahrscheinlichkeit als Weiß wie als Schwarz, sondern fast ausschließlich als Schwarz wahrgenommen und bezeichnet wird?“ (Wachtendorfer, 1998, S.49).

Gewicht) herausgestellt, dass die Homogenisierung des Subjekts 'Frau(en)' sowie die Annahme und Verkörperung der 'natürlichen Zweigeschlechtlichkeit' als ein Effekt moderner Machtverhältnisse betrachtet werden können. Butler plädiert deshalb dafür, anstelle von feministischen und anderen Identitätspolitik, die mit starren Subjektkategorien arbeiten, die Aufmerksamkeit auf die Prozesse und Legitimationsstrukturen der Subjektstituierung zu verlagern. Somit kann ihr Ansatz sowohl für eine Analyse der übergelesenen, wie es sich Modelle starrer Identitäten 'herstellen' als auch als ein Plädoyer für eine neue Form von Repräsentations- und Identitätspolitik. Ich gehe aus diesem Grund im zweiten Kapitel zuerst auf die Kritik an Identitätspolitik (2.1.) und daran anschließend auf sich daraus ableitenden poststrukturalistische (2.2.) und queerpolitische (2.3.) Identitätskonzepte ein. Im zweiten Teil des zweiten Kapitels stehen daran anschließend Butlers Aussagen in Bezug auf die individuellen und gesellschaftlichen Prozess der Verdinglichung (2.4.) und Verkörperung von Geschlechtsidentität im Zentrum. Ich verdeutliche hier, dass die 'natürliche' Zweigeschlechtlichkeit sowohl als eine gesellschaftliche Konstruktion als auch eine 'soziale Superstruktur' (Schelsky) gelesen werden kann (2.5.), der sich keine/rentziehen kann.

Nachdem ich im ersten und zweiten Kapitel der Arbeit die Entstehungsbedingungen normativer Identitätsmodelle herausgearbeitet habe, auf ihre Rekonstruktion im Kontext der feministischen Theorie eingegangen bin und die sich daraus ableitenden Perspektivwechsel in den Vordergrund gestellt habe, stehen die Entstehungs- und Stabilisierungsmechanismen bestehender Geschlechter- und Sexualitätsordnungen im Mittelpunkt der beiden folgenden Kapitel. Im dritten Kapitel werde ich aus der Perspektive Foucaults beschreiben, wie sich das normative Raster binärer Vergeschlechtlichung und die dominante Heterosexualität gegenseitig bedingen. Dazu werde ich zu nächst (3.1.) Foucaults Schriften im Kontext des Poststrukturalismus vorlesen, seinen Machtbegriff vorstellen und daran anschließend am Beispiel einiger Diskurse über die Verknüpfung von Macht und Sexualität die Wirkungsweisen moderner Macht und das darin enthaltene Widerstandspotential verdeutlichen. Anschließend gehe ich auf Foucaults Konzept der Biomacht (3.2.) ein, welches für die Analyse der 'politischen Technologie' des menschlichen Körpers und die diskursive Produktion von normativer Sexualität steht. Neben der Ebene der Diskurspraktiken und der

Machtpraktiken verdeutlicht Foucault damit sehr anschaulich, welche Rolle Sexualität und sexuelle Praktiken in Bezug auf moderne Bevölkerungsregulierung spielen. Diese Perspektive wurde, insbesondere in den letzten Jahren, von der Queertheorie und dem feministischen Poststrukturalismus aufgegriffen, um Prozesse der individuellen und zugleich kollektiven Verkörperung sogenannter Machtstrategien sichtbar und greifbar zu machen. In den Teilen 3.4. und 3.5. der Arbeit, 'Politik des Sexes' und 'Selbsttechnologien', greife ich deshalb die Frage auf: Durch welche 'politischen Technologien' werden im Kontext der Biomacht normative Sexualitäts- und Identitätskonzepte entworfen? Durch welche 'Technologien des Selbst' finden nach Foucault diese Technologien ihre Entsprechung in den naturalisierten Körpern? Zum Schluss des Kapitels stelle ich im Anschluss daran eine Perspektive der 'Denaturalisierung' vergeschlechtlichter Körper vor. Ich zeige mit Bezug auf Foucault, Hausen, Honneger und Laqueur, dass die Komplementaritätsnorm der Geschlechterentwürfe sich immer erst dadurch etablieren kann, dass Körper, Subjektpositionen, Begehrensweisen und sexuelle Praktiken, die ihr nicht entsprechen, als 'nicht erwünschte' und deshalb zu pathologisierende Abweichungen und Verfehlungen inszeniert werden. Diese Erkenntnis bietet den Übergang für das vierte Kapitel der Arbeit. Hier verdeutliche ich am Beispiel des medizinischen Umgangs mit intersexuellen Körpern (4.1.) und transgeschlechtlichen Lebensentwürfen (4.2.), wie sich die Hegemonie der Zweigeschlechternorm nicht nur über die soziale Konstruktion geschlechtlicher Abweichungen, sondern ebenso über ihre institutionalisierte Kontrolle und Verwaltung reproduziert und aufrechterhält.

Das letzte Kapitel greift explizit die oben erwähnte Ausgangsfrage nach 'neuen' Politikstrategien und Widerstandskonzepten im Kontext feministischer Theorie und Praxis auf. Ich stelle dort queer-feministische Praktiken der Selbstrepräsentation und Inszenierung dar, die in die rigide, binäre Geschlechterordnungen intervenieren. Am Beispiel von 'drag king Shows' verdeutliche ich, wie möglicherweise in das dominante, zweigeschlechtliche Ordnungsmuster eingegriffen werden kann, ohne universalisierte Vorstellungen von Geschlecht, Identität und Körper erneut zu reproduzieren. Dazu werde ich im ersten Teil durch Butlers Modell der 'Geschlechterperformance' (5.1.) zunächst theoretisch eine Perspektive vorstellen, die eine Denaturalisierung der Binarität und den Verweis auf die Konstruiertheit und Kontingenz geschlechtlicher und sexueller Identitäten

ermöglicht. Im Anschluss an das Modell werde ich (5.2.) ver-  
sich bei der performativen Darstellung von Geschlecht und  
zwar um individuelle Leistungen, keineswegs jedoch um be-  
welche 'außerhalb' gesellschaftlicher Sanktionierungspr-  
Teil des letzten Kapitels beschäftigt sich, wie bereits an-  
Praktiken der 'Des-Identifizierung' (5.3.), die das Ko-  
und gender bewusst unterwandern und/oder durch Subversi-  
'Lächerlichkeit' preisgeben. Den Ansatzpunkt der Intervent-  
heteronormative Verhältnisse stellen dabei Praktiken der  
und Inszenierung in Bezug auf die 'Ressource Maskulinität'  
Arbeit mit einer Einordnung des Konzepts der Geschlechter  
und stelle die Fragen: Welche Möglichkeiten der politisch  
sozialen Transformation bietet das Modell der Aneignun-  
Welche neuen Perspektiven ergeben sich daraus für den  
heteronormativen Zwei-Geschlechter-Ordnung?

deutlichen, dass es  
anderen Identitäten  
liebige Akte handelt,  
prozesse stehen. Der zweite  
gedeutet, mit politischen  
härenzgebot zwischen sex  
on und Imitation der  
ion in hierarchisierte,  
Selbst-Repräsentation  
dar. Ich beende die  
performance (5.3.1.)  
en Veränderung und  
g von 'Maskulinität' ?  
Umgang mit der

## 1. Feministische Identitätspolitik-Grenzen der Identität

In der Diskussion der letzten ca. drei Jahrzehnte seit Beginn der zweiten Frauenbewegung lassen sich im deutschsprachigen Raum zwei ungefähr gleich lange Phasen unterscheiden: während ab Ende der 60er und bis etwa Mitte der 80er Jahre das Thema Gleichheit oder Differenz zwischen den Geschlechtern, also zwischen 'Frau' und 'Mann'<sup>14</sup> als dualen, einander diametral entgegengesetzten Kollektiven im Vordergrund gestanden hat, ist in den letzten rund 15 Jahren die Auseinandersetzung zwischen Frauen und um die soziale Konstruktion der Kategorie Frau selbst in den Vordergrund gerückt.

Die Feministische Theorie ist durch diese Auseinandersetzung nachhaltig in eine 'Identitätskrise' geraten. Ausgelöst wurde diese Krise durch die Kritik von Feministinnen, die sich in den tonangebenden feministischen Diskursen nicht als empirische Subjekte wiederfanden. „Der dominanten feministischen Theorie wurde die Machtfrage gestellt: diese würde von einer bestimmten identitären Standortformation ausgehen – nämlich im und durch den Westensprechend, weiß, mittelschichts- und heterosexuell orientiert – und damit einen unzulänglichen Repräsentationsanspruch erheben“ (Singer 2003, 228).

Bevor ich auf die aktuelle Krise des feministischen Subjekts und ihre Herausforderung durch die Kritik minorisierter Gruppen und poststrukturalistische Ansätze in Kapitel 2 eingehe, werde ich nun kurz zunächst die Gleichheit-Differenz Debatten nachzeichnen<sup>15</sup>.

Die feministische Theorie entstand zeitgleich mit der Frauenbewegung, welche Ende der 60er Jahre in Europa und den USA aus einer sich gegen den Vietnamkrieg, die Unterdrückung von gesellschaftlich marginalisierten Gruppen und den Autoritarismus in der Gesellschaft richtenden Protestszene hervorging. Während sich die Bezeichnung Frauen- und Geschlechterforschung dabei eher auf die wissenschaftliche Analyse der Verfasstheit von geschlechtsspezifischen

---

<sup>14</sup> Ich setze hier und im Folgenden die Begriffe Frau und Mann bewusst in Anführungsstriche oder Benutze den Begriff 'Kategorie Frau', um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass es sich bei diesen Statuskategorien keineswegs um vorkulturelle Existenzweisen, sondern um kulturell geformte Subjektpositionen handelt. Dass die Begriffskonstruktion benutzt werden, erzeugt die paradoxe und zunächst in laussichtslose Situation, sie zu reproduzieren und damit immer auch ein Stück zu manifestieren, obwohl die Konstruktionen ja gerade durch die Analyse destabilisiert werden sollen.

<sup>15</sup> An dieser Stelle ist anzumerken, dass sich die von mir aufgeführten Phasen im Kontext der feministischen Theorie nicht wirklich gegenseitig ablösen, sondern sich auch dadurch auszeichnen, dass sie parallel zueinander verlaufen und/oder sich überschneiden, gegenseitig ergänzen etc..

Unterdrückungsverhältnissen bezieht, hebt nach Becker-Schmitt „das Adjektiv 'feministisch' den politischen Impetus dieser Strömung hervor, kennzeichnet sie als eine Form kritischer Theorie und verweist auf den engen Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis“ (Becker-Schmitt 2001, 13). Dieser Zusammenhang stellt das Spannungsverhältnis dar, in dem sich feministische Theoriebildungen trotz aller Akademisierung und Professionalisierung bis heute bewegt. Aus diesem Grund zeichnet sich die Frauen- und Geschlechterforschung durch anhaltende Auseinandersetzungen darüber aus, wie das politische Subjekt der feministischen Theorie gedacht und repräsentiert werden kann.

Der Beginn der modernen, westeuropäischen Frauenbewegung stellte eine Revolte von Frauen gegen traditionelle Vorstellungen von Weiblichkeit dar. Indem die patriarchale Kultur Frauen eine spezifische, 'weibliche' Natur zugeschrieben hatte, rechtfertigte sie deren Ausschluss von gesellschaftlichen und politischen Machtbereichen. Die Gegner des Frauenstudiums konnten sich auf Naturgesetze berufen, die 'die Frau' davon abhielten einen Platz im Bildungssektor einzunehmen. So äußerte beispielsweise Max Planck, dass er sich für verfehlt halte, „Frauen zum Studium heranzuziehen“, denn „Amazonen sind auch auf geistigem Gebiet naturwidrig“. Man könne aus diesem Grund „nicht stark genug betonen, dass die Natur selbst der Frau ihren Beruf als Mutter und als Hausfrau vorgeschrieben hat und dass Naturgesetze unter keinen Umständen ohne schwere Schädigung, welche sich besonders an dem nachwachsenden Geschlecht zeigen würde, ignoriert werden können (Planck nach Kirchhoff 1987, 257).<sup>16</sup> Das Wissen über die geschlechtsspezifischen Unterschiede verwies Frauen auf den innerhäuslichen Bereich und die reproduktive Arbeit. Die patriarchale Logik rechtfertigte den Ausschluss von Frauen, indem sie den Frauenkörper mit einer 'spezifisch weiblichen Natur' ausstattete. Die Emanzipation der Frauen und die gleichberechtigte Teilhabe an der Macht, so diese Position, könnte nur in einer Emanzipation von den Beschränkungen traditioneller Vorstellungen von Weiblichkeit und einer Aneignung traditionell männlicher Attribute wie Rationalität, Leistungsdenken, Durchsetzungskraft, Konkurrenz, erfolgen.

---

<sup>16</sup> Einige Gegner führten sogar konkrete erbliche Schäden an, die sich durch die wissenschaftliche Tätigkeit von Frauen ergeben könnten. So schrieb ein Psychiater: „Ich denke dabei an die hereditäre Übertragung von der unter den studierenden Mädchen ohne Zweifel erheblich zunehmenden Kurzsichtigkeit und nervösen Disposition“ (Prof. med. Wilhelm Erb, in: Kirchhoff 1997, 28.)

Dadurch sollten die Normen 'traditioneller Weiblichkeit' abgeschafft und das weibliche Sozialverhalten dem männlichen angepasst werden. Die Durchsetzung von Frauenrechten sollte innerhalb des bestehenden Systems, durch die Forderung nach mehr Gleichheit durchgesetzt werden. Dieses Gleichheitspostulat war es, das vielen Feministinnen nicht ausreichte. Mit dem Ende der 70er Jahre begann sich daher Kritik an den Gleichheitsüberzeugungen des Feminismus zu regen. Während dies auf Reform und Partizipation ausgerichtet war, kritisierten die nun an die Öffentlichkeit tretenden 'Differenzfeministinnen' die Hoffnung, innerhalb bestehender Strukturen sichtbar zu werden. Theoretisch basierte dieser Ansatz auf den Ergebnissen der Frauenforschung, welche zu Tage gebracht hatten, in welchem erschreckendem Ausmaß die weibliche Existenz in einer von Männern dominierten Kultur unsichtbar gemacht worden war und in welcher Radikalität weibliche Erfahrungen in dieser ausgeschlossen wurden. Den VertreterInnen des Gleichheitsfeminismus wurde nun vorgeworfen, eine unkritische Angleichung der Frauen an männliche Werte und das daraus hervorgehende patriarchale Herrschaftssystem zu forcieren. Genau diese Werte müssten jedoch, so die Differenzfeministinnen, abgelehnt und die Abschaffung des bestehenden Systems angestrebt werden. Der Gleichheitsfeminismus wurde im Laufe der 80er gänzlich von der Theorie der Geschlechterdifferenz abgelöst. In dieser wurde nicht wie bisher die Gleichheit, sondern die Verschiedenheit von Mann und Frau betont.<sup>17</sup> Die politische Zielsetzung bestand nun darin, das Geschlecht der Frau als ein vom Mann verschiedenes sichtbar zu machen und aufzuwerten. Mit der Ablehnung traditionell männlicher Eigenschaften ging zugleich die Aufwertung von weiblich definierten Attributen wie Emotionalität, Fürsorge, Friedfertigkeit und Mütterlichkeit einher. Das Anderssein von Frauen wurde somit grundsätzlich positiv und als der männlichen Norm überlegen bewertet. Um einen Gegenpol zum männerdominierten Strukturen zu setzen, befürworteten die Differenzfeministinnen eine Politik der Geschlechtersegregation in Politik und Alltag. Die Separierung von Männern aus vielen Bereichen führte dazu, dass ausschließlich für Frauen vorbehaltene Räume entstanden, die als politische und intellektuelle Zentren und als Schutzräume für Frauen vor 'Männergewalt' fungierten.

---

<sup>17</sup> Vgl. hierzu Irigaray 1991: Die Zeit der Differenz sowie Nagel-Docetal/ Pauer-Studer 1990: Denkender Geschlechterdifferenz.

Die Vorstellung, innerhalb der herrschenden, männlich dominierten Kultur nicht repräsentiert zu sein, führte auch in der Wissenschaft zu einer eigenständigen feministischen Forschung. So legten Anfang der 70er Jahre Aktivistinnen wie Sulamith Firestone (1970), Kate Millet (1970) u.a. Analysen zur Geschichte und Struktur 'des Patriarchats' und der besonderen Position 'der Frau' dar. 1975 propagierte die Ethnologin Rayna Reiter eine 'anthropology of women' als Bedingung eigener 'weiblicher Forschung' und Maria Mies veröffentlichte 1978 einen Aufsatz mit dem Titel „Methodische Postulate der Frauenforschung“, in dem feministische Wissenschaftskultur erstmals nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch begründet wurde. Mies entwickelte in Abgrenzung zum Primat wissenschaftlicher Objektivität die These, dass Frauenforschung, wenn sie sich nicht in den Dienst der Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen begeben wollte, radikal subjektiv ausgerichtet sein müsse. Wissenschaftlerinnen sollten „nicht mehr distanziert positivistisch über andere Frauenforschungen, sondern sich mit den Nöten der Erforschten identifizieren und sich deren Sichtweise zu eigen machen“ (Mies 1984, 10). Maria Mies sah die Möglichkeit der Identifizierung dadurch gegeben, dass die Forschenden „sowohl Betroffene, die diese Unterdrückung in gewisser Weise selbst erfahren haben und gleichzeitig Forschende, „die sich wissenschaftlich mit dieser Unterdrückung und den Möglichkeiten ihrer Aufhebung beschäftigen, sind“ (Mies 1984, 10).

Gleichzeitig zum sich etablierenden Differenzfeminismus entwickelte die deutschsprachige Frauenforschung Anfang der 80er Jahre Konzepte, die versuchten, das dualistische Begriffsschema Opfer-Täter zu relativieren.<sup>18</sup> Gegen die Annahme von der Gleichförmigkeit gesellschaftlicher Sozialisationsverfahren und gegen die Zwangsläufigkeit dieser sozialisationsbedingten Prägung wurde in diesen Ansätzen die Frau nun auch als tätiges Subjekt und nicht 'nur' als Opfer von Männertaten in den Blick genommen. Insbesondere Christina Thümer-Rohr vertrat und vertritt in diesem Kontext die Auffassung, dass „die wesentlichen Männertaten in der 'Normalität' und Legalität des Geschlechterverhältnisses und des Verhältnisses zur Welt vorbereitet werden“ und dass „diese Normalität selbst schon durchtränkt ist mit Gewalttat des Mannes gegenüber der Frau“ (Thümer-Rohr 1990, 93).

---

<sup>18</sup>Vgl. Haug/Hauser 1985, 1986, 1988, Kappeler, 1990

Bei Thümer-Rohrerscheinen Frauen aber nicht nur als Opfer dieser Männertaten, sondern als 'Mit-Agierende' an den Taten der Männer, weil sie mit dem „gut funktionierenden Gefüge der patriarchalen Ordnung verbunden sind und auch ihre alltäglichen Handlungen „sie immer wieder zu Dienstleistungen an patriarchalen Verrichtungen machen“ (ebd. 1990, 87). Das Mittäterschaftskonzept wendet sich damit sowohl gegen die Utopie von einem authentischen Frau-Sein außerhalb der 'Männergesellschaft' als auch gegen die Vorstellung, Frauen seien innerhalb patriarchaler Gesellschaften nur Sklavinnen von Männern. Es hebt die Funktionalität des weiblichen Sozialcharakters hervor, weil nach Thümer-Rohr „nicht nur ein ideologisches Konstrukt, eine patriarchale Zuschreibung im Sinne des 'Konstrukts Weiblichkeit' ist, sondern die Realisierung dieser Zuschreibung im Verhalten, Denken, Fühlen etc. der Frau“ (Thümer-Rohr 1990, 87). Sie führt aus:

*„Diese Welt ist eine Männerwelt und das Drinnen ist nicht verbunden mit dem ganzen Strauß von Belohnung und Bereicherung, und das Draußen ist nicht einfach Freiheit und Selbst-Entfaltung, sondern auch Verzicht und Ausschluss. Ich meine mit Drinnen nicht (...) Teilhabe an Vorteilen usw., sondern immer nur den einen Aspekt: das Mitfunktionieren und Mitagieren der Frau im Interesse der eigenen Interessensgegner, die materielle, psychische und geistige Dienstleistung am individuellen Mann ebenso wie am flexiblen und historisch veränderlichen Weibsystemen. Und dieses Mitfunktionieren geschieht ja nicht nur dadurch, dass Frauen das Gleiche tun und wollen wie Männer, sondern gerade dadurch, dass sie etwas ganz anderes tun, damit aber hinterrücks dem ungehinderten Weitermachen des Mannes nützlich sind (...).“ (Thümer-Rohr 1990, 15).*

Obwohl das Mittäterschaftskonzept, den Anteil von Frauen an der Reproduktion der gesellschaftlichen Machtverhältnisse thematisiert, bleibt es meiner Meinung nach in einem Täter-Opfer Dualismus gefangen, denn das Bild der Frau wird einzig um die Dimension des Mit-Agierens mit einem männlichen Täter ergänzt. Obwohl es sich durch die Mittäterschaftsthese deutlich vom klassischen Differenzfeminismus abhebt, haben alle bisher vorgestellten Ansätze gemeinsam, dass sie sich implizit auf eine gemeinsame Kategorie 'Frau' verständigen: „Die Einigung auf eine gemeinsame Kategorie 'Frau' und die Hoffnung auf Veränderung durch länderübergreifende Frauenbewegungen stellten die beiden wichtigsten Verbindungslinien zwischen den unterschiedlichen Denkrichtungen und politischen Fraktionen des Feminismus dar“ (Schröter 2002, 23). Dieser Bezug geschah vor allem in Anlehnung an Simone de Beauvoirs 1949 veröffentlichtem Pionierwerk 'Ledeuxième sexe'. Beauvoir beschrieb dort, dass bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts Frauen von Männern verachtet, unterdrückt und auf

einen ihnen nachgeordneten Platz verwiesen worden seien. Sie seien, und damit verdichtetes die Pluralität aller Frauen zum Konstrukt 'der Frau', das 'zweite Geschlecht', dem gegenüber 'der Mann' das erst darstellt<sup>19</sup>. Somit entwickelte sie eine Theorie, in der ein Bild von Frauen als unterprivilegiertem Geschlecht entworfen wurde, welches universelle Gültigkeit beansprucht. Mit dem Slogan "Biology is not destiny" (Biologie ist kein Schicksal) versuchte die zweite Frauenbewegung, diese Vorstellung von einer biologischen Festschreibung von Geschlecht durch die Theorie der sozialen Konstruktion von Geschlechtereigenschaften und gesellschaftlich festgelegten Geschlechterrollen zu ersetzen. Im Anschluss an Beauvoirs These "Man wird nicht zur Frau geboren, sondern dazu gemacht" wurde der Begriff 'gender' (soziales Geschlecht), als kulturelle Variante von Geschlecht, dem biologischen Geschlecht (sex)<sup>20</sup> entgegengesetzt.

Um den Ansatzpunkt dieser Arbeit nachzuvollziehen ist an dieser Stelle wichtig anzumerken, dass sowohl die Mittäterschaftstheorie als auch der Gleichheits- und Differenzfeminismus in Bezug auf die 'gender'-Konzeption den Begriff sex nicht ersetzen, sondern nur seinen umfassenden Anspruch unterminieren wollten und wollen<sup>21</sup>. „Die meisten Feministinnen der späten 60er und 70er gingen von der Existenz realer, biologischer Phänomene aus, die Männer und Frauen unterscheiden und in allen Kulturen in gleicher Weise zur Ursachenklärung der Geschlechterdifferenz benutzt werden (Nicholson 1994, 200).“

Die Einführung der sex-gender-Trennung brachte aus dieser Perspektive den Vorteil, dass die bis dahin als 'Wesensunterschiede' geltenden Unterschiede als kulturell erzeugte Differenzen entlarvt wurden. So wurde eine Möglichkeit geschaffen, dem Diskurs über eine natürliche Bestimmung der Frau, in bezug auf

---

<sup>19</sup> De Beauvoir war sich in ihren Ausführungen dem Problem der Kategoriebildung durchaus bewusst. Sie schrieb, dass sie kein „unveränderliches Wesen“ schaffen wolle, sondern sich in ihren Thesen „auf den gegenwärtigen Stand der Erziehung und der Sitten“ bezog (De Beauvoir 1994, 333).

<sup>20</sup> Die begriffliche Unterscheidung von sex und gender stammt ursprünglich aus der medizinisch-psychiatrischen Diskussion um Transsexualität, wo sie in den 50er Jahren von dem Sexualwissenschaftler John Money und John Hampson eingeführt und dann von Robert Stoller in seiner Studie „sex und gender. On the development of Masculinity and Femininity“ 1968 weiterentwickelt wurde, um das Auseinandertreten von körperlichem Geschlecht und Geschlechtsidentität zu bezeichnen.

<sup>21</sup> An dieser Stelle sei angemerkt, dass der Differenzfeminismus auch heute durchaus noch aktuell ist. Vgl. zum Beispiel die Positionen des Mailänder Frauenbuchladens: „Libreria delle donne di Milano: Das Patriarchat ist zu Ende“. Götter+Verlag, 1996.

ihre gesellschaftliche Funktion, etwas entgegenzusetzen. Andererseits, und hier setzt diese Arbeit an, wurde die morphologische Differenz (sex) und die daraus kausal ableitbare Einteilung in zwei eindeutig voneinander unterscheidbare Geschlechtskörper im Rahmen der sex-gender Unterscheidung nicht hinterfragt. Im Gegenteil wurde zwar das soziale Geschlecht als soziale Konstruktion, das biologische Geschlecht aber als evident und unhintergebar anerkannt. Anders ausgedrückt: Nur die vom sex (dem biologischen Geschlecht) ableitbare Ungleichbehandlung im sozialen Raum wurde angefochten, die Differenz zwischen Geschlechtern selber blieb unangefochten. Durch die Anerkennung bestimmter biologischer Tatsachen in Bezug auf den Körper geriet dieser zunächst aus dem Blick der konstruktivistischen Analyse und konnte somit als ahistorisches Faktum weiter-„existieren.“ Seit Mitte der 80er Jahre gerät die als natürlich und vorkulturell geltende Ordnung der Geschlechter selber ins Zentrum der feministischen Analyse und hat zur Entwicklung einer Vielzahl von Ansätzen geführt, die sich nicht mehr auf einen Diskurs über Geschlechter beziehen, welcher die Differenz von Mann und Frau in der Natur lokalisiert. Bevor ich näher auf einige dieser Ansätze eingehe, steht im Folgenden ein weiterer Kritikstrang im Vordergrund, der in den letzten Jahren zur Entwicklung einer poststrukturalistischen Perspektive im Kontext der feministischen Politik geführt hat.

### **1.1. Kritik an eurozentristischen Vorannahmen des feministischen 'Wir'**

Das von Butler thematisierte 'politische Problem' des Feminismus wurde zunächst in den USA vom Schwarzen Feminismus, von Women of Colour und von Migrantinnen angesprochen. Sie gaben den politischen Anstoß, „die Kategorie Frau nicht als Universalie zu denken“, das 'feministische Wir' zu hinterfragen und den Geschlechtstypus nicht als Unterdrückungsform aller Frauen zu betrachten. So schrieb z.B. Audre Lorde 1991:

*„In all gemeinen richten weiße Frauen ihr Hauptaugenmerk auf ihre Unterdrückung als Frauen und ignorieren Unterschiede wie der Hautfarbe, sexuellen Neigung, der Klassenzugehörigkeit, des Alters. Die vorgebliche Erfahrung unter der Leitsatz „Wir sind alle Schwestern“ existiert in Wirklichkeit nicht“ (Lorde 1991, 203).*

Mit Stimmen wie dieser wurde die ausschließliche Fixierung des weißen US-Feminismus auf 'das Patriarchat' als gemeinsamen Unterdrückungsfaktor zum Thema gemacht und hinterfragt. Zugleich wurde die Forderung aufgestellt, den Alltag von Frauen nicht auf der Grundlage eines einzigen Verhältnisses zu beschreiben, sondern die Verschränkung unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse, wie Rassismus und Klassenverhältnisse, einzubeziehen. Aus diesem Grund hat sich die soziale Kategorie Frau im US-Feminismus „von einer vereinnahmenden Kampfformel zu einem offen umkämpften Raum entwickelt, an dessen strategisch-politische(r) Definition nicht nur diejenigen Feministinnen beteiligt sein sollten, die bereits Zugang zu Wissenschaft und Öffentlichkeit haben, sondern auch Frauen, die aufgrund der internationalen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, des Rassismus, des Bodyismus, der Homophobie etc. marginalisiert werden“ (Gutiérrez Rodríguez 2000, 13). Während diese Kritik sich im US-Feminismus Hörbarkeit verschaffen konnte und zum Teil zu einer grundsätzlichen Ablehnung der Formulierung einer homogenisierten Kategorie 'Frau' geführt hat, fand die Kritik Schwarzer Feministinnen im deutschsprachigen Raum nur sehr geringe Beachtung: „Das Wanken der Kategorie 'Frau' wird zwar thematisiert, doch der soziopolitische und historische Moment, indem die Debatte im Feminismus ausgetragen wurde, bleibt ausgeklammert“ (Gutiérrez Rodríguez 2000, 14).<sup>22</sup>

*„Die herkömmliche (nicht nur in der Frauen Forschung) häufig vergessene Tatsache, dass die bundesdeutsche Gesellschaft ein Einwanderungsland ist, verbindet sich mit der gängigen Vorstellung, Themen, die in Verbindung mit Fremde, Migration, Ethnizität und Rassismus stehen, seien als Sonderphänomen zu betrachten, die nur für die 'Betroffenen' gültig seien“ (Gümen 1998, 196).*

Durch die Marginalisierung einwanderungspolitischer Themen und die „Besonderung 'ethnisch' markierter Personengruppen“ (ebd. 196) wird die grenz-, einwanderungs-, arbeitsmarkt- und bildungspolitisch erzeugte, nationalstaatlich organisierte Ungleichheit verblendet. Nach Gümen ist der analytische Stellenwert von Einwanderungsprozessen für die Konstitution der Gesellschaft und die damit einhergehende soziale Ungleichheit in Soziologie und Frauenforschung noch nicht erkannt worden. Die Gründe für diese eingeschränkten Blicks sind nach Gutiérrez

---

<sup>22</sup>vgl. auch Castro Valera 1988, Wachtendorfer 1998, 2000, Ferreira 2002

Rodríguez darin zu finden, dass bundesdeutsche Feministinnen bis in die Mitte der 80er Jahre das durch die Politik der Bundesregierung produzierte und gesellschaftlich vorherrschende Selbstverständnis teilten, dass Deutschland, trotz massenhafter Anwerbung und Einwanderung von MigrantInnen, kein Einwanderungsland<sup>23</sup> sei. Das hatte den Effekt, dass MigrantInnen als 'Gastarbeiter' oder 'Minderheiten' und daraus resultierend als 'betreuungsbedürftige Gruppe' betrachtet wurden. Die daraus sich ableitenden fürsorglichen und bevormundenden Verhältnisse basieren auf einer Wahrnehmung der MigrantInnen als der 'anderen' Frau, die es noch zu 'emanzipieren' gelte:

„Die Ausländerin als die 'Andere' wird im Verhältnis zum herrschenden „Selbst“ in der Abgrenzung zu diesem konstituiert bzw. konstruiert (Trinh 1989). Als Differentes gesetzt wird es entweder im Namen des herrschenden Selbst vereinnahmt, d.h. als Projektions- bzw. Spiegelbild des Selbst geschaffen, oder als das Andere in Beziehung zum Selbst festgeschrieben. Beide Alternativen bieten dem herrschenden Selbst die Verfügung und die Definition über das Andere, über das angeblich Differentere an (Gutiérrez Rodríguez 1996, 13).“

Gutiérrez Rodríguez zeigt, dass das angeblich Differentere in der Beziehung zu den 'Anderen' sich nicht durch kulturelle Unterschiede begründet, sondern im Kontext des modernen Nationalstaats, also in einem politischen Raum, produziert wird. So wird zum Beispiel durch das Ausländergesetz eine rechtliche und soziale Differenz zwischen Menschen mit und Menschen ohne deutschen Pass hergestellt. Das 'Andere' wird somit durch die Institution des Nationalstaats konstruiert und festgeschrieben.

Die Beziehung zum sog. Anderen würde ohne die Eingriffe des Staates abstrakt bleiben: „Erst von dem Zeitpunkt an, an dem Minderheiten kodifiziert und kontrolliert werden, existieren sie als solche“ (Gutiérrez Rodríguez nach Balibar, 1990).

---

<sup>23</sup> Erst 1985 formulierte das Innenministerium der BRD ein sog. Integrationsprogramm für die in die BRD eingewanderte Bevölkerung, obwohl bereits 1993 über 6 Millionen sog. AusländerInnen, davon 70% länger als 10 Jahre, in der BRD lebten. Vgl. I. Informationen zur politischen Bildung, 1992, 19

Die Nicht-Repräsentanz der Stimmen von Schwarzen Frauen und MigrantInnen im bundesdeutschen Feminismus führte zu einer Unsichtbarmachung und einer Verstärkung ihres Objektstatus. Ruth Frankenberg richtet in diesem Zusammenhang den Blick darauf, dass Rassismus nicht nur das Leben von Schwarzen Frauen, Lesben und Migrantinnen prägt, sondern auch das der Frauen, Lesben, die davon profitieren. Für letztere bleibe, so Frankenberg, die rassistische Ordnung meist unsichtbar und widerstehe einem Thema, wenn ihre hegemoniale Struktur in Frage gestellt wird: „Wie männliche Privilegien werden weiße Privilegien eher als gegeben hingenommen als benannt, und für ihre NutznießerInnen sind sie eher unsichtbar als sichtbar“ (Frankenberg 1996, 55).

In Bezug auf die feministische Forschung in der Bundesrepublik lässt sich aus dieser Perspektive zeigen, dass der Diskurs von 'den Anderen' Frau(en)' den diskursiverzeugten Gegensatz zwischen den Kategorien 'In- und AusländerInnen' wiederholt hat. Das Sprechen hat sich somit innerhalb eines Rahmens ereignet, der mit den Ein- und Ausgrenzungspolitiken des deutschen Nationalstaats konform geht. Die über die politischen, rechtlichen und sozialen Verhältnisse produzierte Ungleichheit und Ethnisierung von Frauen wurde aus dieser Perspektive nicht als strukturelles Herrschaftsverhältnis thematisiert, sondern zu einer Charaktereigenschaft (Anders-Sein) bzw. als 'kultureller Unterschied' umgedeutet.

Ähnlich wie in den Theorieansätzen des 'malestream' (Klinger 1998, 22), die die Geschlechterfrage lediglich als Rand oder Nischenthema, d. h. als spezielles oder partikulares 'Phänomen' behandelt, welches für die main stream-Wissenschaft keine Relevanz zu haben scheint, wurde die Debatte um gesellschaftliche Ethnisierungsprozesse und Rassismus im Kontext der feministischen Theorie an den Rand gedrängt. „Diese Ausblendung rückt sie aus dem allgemeinen Blickfeld und macht diese Momente als strukturelle Verhältnisse für eine feministische Gesellschaftsanalyse unsichtbar“ (Gutiérrez Rodríguez 2000, 21). Dieses Beispiel zeigt, dass eine ausschließlich über die Geschlechterdifferenz definierte Begrifflichkeit von 'Frau' bzw. 'Geschlecht' nicht nur einen homogenisierenden, sondern ebenso einen ausschließenden und diskriminierenden Charakter hat. Diese innerfeministische Krise hat in jüngster Zeit zu der Forderung geführt, Geschlecht als soziale Kategorie erneut in die Diskussion zurückzuführen. Die so entstandene Auffassung von Geschlecht als kulturelle Größe, die in Form eines

Aushandlungsprozesses entsteht und kontextabhängig ist, ermöglicht es die 'Dimensionen des Geschlechtlichen' mit anderen sozialen Subjektpositionen zu denken.

Weiterhin impliziert die Verwendung von Geschlecht als soziale Kategorie den Ausgangspunkt, dass die Ausformung von Subjektivitäten auf einer gesellschaftlichen Matrix erfolgt, die von unterschiedlichen Herrschaftslogiken durchzogen wird.

So können „Menschen (...) zwar mittels Rassierung als 'weiß' oder 'schwarz' konstruiert werden, doch sind diese zwei Konstruktionen nicht von den gleichen institutionellen Anrufungsmechanismen und materiellen Lebensbedingungen begleitet. Demnach sind die materiellen Konsequenzen der Konstruktion vom gesellschaftlichen Kontext abhängig. „Die materielle Wirksamkeit der symbolischen Konstruktion spielt sich auf unterschiedlichen Ebenen von Herrschaft ab. Nicht alle Subjekte haben die gleichen materiellen Folgen von institutionellen Bezeichnungsdynamiken zutragen“ (ebd. 21).

Für die feministische Theorie bedeutet diese Perspektive, die Entstehung von Identitätskonstruktionen unter die Lupe zu nehmen und zugleich die materiellen Konsequenzen der Konstruktion nicht länger zu ignorieren. Zum Umgang mit Differenz schreibt daher Gutiérrez Rodríguez,

*„Vergeschlechtlichte Körper in ihrer Differenz darzustellen bedeutet nun nicht, sie als das Andere auszusortieren oder einzufrieren. Auch geht es nicht um die Auflösung eines Subjekts, das kontinuierlich angerufen und produziert wird. Das Subjekt Frau existiert. Es stellt eine Ressource, ein Regulationsregime, ein Dispositiv unserer Gesellschaft dar (...) Eine postkoloniale und antirassistische Kritik bedeutet in diesem Kontext, auf den geographischen und politischen Kontext zu achten, indem das Dispositiv hervorgebracht wird“ (ebd. 21).*

Dieses Zitat verdeutlicht eine feministische Perspektive, die die Verschiedenheit von Frauen im Sinne ihres unterschiedlichen Verwobenseins in unterschiedliche Formen von Unterdrückung benennt. Sie impliziert eine deutliche Abgrenzung von der „politisch tradierten Betonung“ des wesentlichen Andersseins von Frauen, welche, wie dieses Kapitel gezeigt hat, für die hiesige Frauenbewegung als Legitimation eingesetzt wurde um Autonomie und Selbstbestimmung für 'alle Frauen' einzufordern. Anstatt diese Forderung über die Konstruktion des 'Anderen' zu legitimieren und dabei dessen gesellschaftlich-kontextuelle Herstellungsmomente zu verwischen und zu verleugnen, greift das Zitat die Idee auf, genau diese zum Thema der politischen Artikulation zu machen.

Für die feministische Theorie und Praxis bedeutet diese Perspektive zugleich eine Absage an die Auffassung einer einheitlichen 'Wir Frauen'-Identität, da diese die Differenz zwischen den Geschlechtern als einziges Schlüsselkonzept der Unterdrückung, als 'die fundamentale Differenz', betrachtet. Es wird deutlich, dass diese Homogenisierungsstrategien die Folge haben, dass „andere soziale Kategorien (z.B. Klasse, Ethnizität, Körperform) als sekundäre oder auch konkurrierende Merkmale“ (Gümen 1994, 25) erscheinen und in den Hintergrund geraten.

## 1.2. Kritik an heteronormativen Vorannahmen der Kategorie 'Frau'

Auf die Grenzen dieser feministischen Identitätspolitik hatten bereits in den 80er Jahren auch Lesben hingewiesen, die sich seitens eines von heterosexuellen Feministinnen dominierten Diskurses und des sich daraus ableitenden Verständnisses einer 'gemeinsamen Frauenidentität' nicht vertreten fühlten. So wie ethnisierte und minorisierte Frauen in den 80ern die Frage stellten, wer denn mit dem Konzept 'Frau' des weißen, bürgerlichen Feminismus repräsentiert werde, wurde aus lesbischer Perspektive die Frage gestellt, in welchem Maße die Kategorie 'Frau(en)' ihre Stabilität und Kohärenz nur im Rahmen einer heterosexuellen Logik gewinne, in der die Subjekte 'Mann' und 'Frau' als voneinander verschieden, sich gegenseitig anziehend und ergänzend konzipiert sind.

In Bezug auf die feministische Theorie verweist diese Frage auf eine „auffällige Grenzziehung“ (Hänsch 1998, 237), welche in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung einen Bereich markiert, der

*„als kulturell bestimmt und gesellschaftlich verhandelbar gilt und einen irgendwo davor verbleibenden Rest, über den nicht verhandelt wird. Dieser „Rest“ wird zumindest der lesbischen Leserin immer dann besonders auffällig, wenn eine feministische Autorin Konzeptionen von Weiblichkeit, von Subjektivität und Erotik entwickelt, die in wundersamer Weise als fraglose heterosexuelle Entwürfe erscheinen“ (ebd. 237).*

So lässt sich in vielen feministischen Untersuchungen und Texten, die sich zum Beispiel mit Erotik, Sexualität oder mit dem Wandel von Biographieentwürfen und Beziehungsmustern befassen, feststellen, dass ausschließliche heterosexuelle Feldsozialer Beziehungen untersucht wird, und homoerotisches Begehren weder

in der Fragestellung noch in den Ergebnissen auftaucht (ebd. 273). Diese Perspektiven verdeutlichen, dass Heterosexualität immer noch als 'die' Grundannahme vorausgesetzt wird. Lesbische oder schwule, intersexuelle, bisexuelle, transsexuelle<sup>24</sup> und transgender-Begehrensformen und Subjektpositionen werden dabei offenkundig „in den Bereich der Unaussprechlichkeit oder des Desinteresses“ gerückt.

Die Nichterwähnung dieser Subjektpositionen führt dazu, dass die Konstruktion der heterosexuellen Norm nicht explizit als Konstruktionsleistung im Sinne von einer aktiven diskursiven Wissensproduktion wahrgenommen wird, sondern tendenziell unbewusst bleibt. Die Autorin schreibt:

*„Verborgen bleibt damit auch, dass auf diesem Feld überhaupt konstruiert wird. Konzeptionen dieser Art löschen Homosexualität aus, nicht indem sie homosexuelle Beziehungen bewusst aus der Fragestellung ausschließen, sondern ein Ausschluss homosexueller Subjekte oder Beziehungsformen ungenannt und nicht diskutiert vollzogen wird“ (ebenda, S.274).*

Das Zitat verdeutlicht, dass ähnlich wie im oben beschriebenen Fall von Rassismus durch die Nicht-Thematisierung der ausgelassenen Position der Eindruck erweckt wird, es würde nicht über ein spezifisches – nämlich heterosexuelles – Feld gesprochen, sondern es sei die Rede von Beziehungen im allgemeinen oder von 'den Frauen' insgesamt. „Und so zeugt unmissbar eine feministische Rede, die über homosexuelle Subjekte und Beziehungen weisenspricht, mag, welche Themen und Subjekte diskursfähig sind und welche es nicht sind“ (Hänsch 1991, 274).

Ähnlich wie viele feministische Entwürfe Lesben bzw. lesbische Positionen ignorieren oder ausklammern, werden sie auch von Seiten der Schwulenbewegung ignoriert, indem sie unter die Kategorie 'Homosexualität' subsummiert wurden (vgl. Jagose 2001, 62ff). Die Nichtbenennung von lesbischen Positionen in Theorie zu Homosexualität konnte der Tatsache nicht gerecht werden, dass Lesben und Schwule unterschiedliche Geschichten haben, die sich deshalb unterscheiden, weil die komplexe Organisation von männlicher und weiblicher Identität genau anhand der Frage von Geschlechtsverläufen verläuft. So stellt

---

<sup>24</sup> Der Ausdruck Transsexualität bezeichnet „Menschen, die laut psychiatrischer Diagnose unter dem 'Zwang' stehen, das 'andere' Geschlecht zu sein (Polymorph 2002, 243). Der Begriff 'Transgender' wird unterschiedlich verwendet. „Als Identitätsbegriff bezeichnet und sortiert 'Transgender' Personen, konkrete Körper und ihre Beziehungen zueinander, die als das vermeintlich Andere der heterosexuellen Norm gedacht und herausgeteilt“ (Polymorph 2002, 11), bzw. als das Unaussprechliche ausgelassen werden.

sich in der Geschichte das männliche Verhältnis zu Sexualität zum Beispiel dadurch, dass Lohnarbeit und ein unabhängiges Einkommen für Männer nach wie vor leichter zugänglich als für Frauen ist, andersherum für Frauen. Als Homosexuelle und Frauenbewegung in den späten 60er und frühen 70er Jahren entstanden, begannen deshalb viele Lesben eine spezifisch lesbische politische Position auszuloten. Dieses schwierige Unterfangen traf nach Jagose auf Gleichgültigkeit und sogar Widerstand der offiziellen Organisation von Homo-Befreiung und Feminismus. Trotz wiederholter Interventionen von Lesben neigte die Homobefreiungsbewegung dazu, als marginal abzutun, was lesbische-feministischen Forderungen entgegenkam“ (Jagose 2001, 63).

Trotz dieser vielseitigen Ignoranz setzten Lesben den Kampf gegen die institutionalisierten Formen der Homophobie und die Unsichtbarmachung in der Frauen- und Homobefreiung fort und entwickelten eine Vielzahl von Positionen zum 'lesbischen Feminismus'. Die Position des lesbischen Feminismus werden in Adrienne Richs vielzitiertem Essay „Zwangsheterosexualität und lesbischer Feminismus“, den sie 1978 schrieb, umrissen. Ihr Ziel mit diesem Text war es, durch die Sichtbarmachung der Unterdrückung auf Grund von Geschlecht „eine Brücke zu bauen zwischen Lesben und Feministinnen“ (Rich 1986, 24):

*„Historisch gesehen werden Lesbierinnen durch ihren 'Einschluss' als weibliche Version in die männliche Homosexualität ihrer politischen Existenz beraubt. Lesbische Existenz mit männlicher Homosexualität gleichzusetzen, weil alle beide gleichgebrandmarkt sind, bedeutet, die weibliche Realität ein weiteres Mal auszulöschen (...). Die fehlenden wirtschaftlichen und kulturellen Privilegien der Frauen, (...) die qualitativen Unterschiede zwischen Frauen und Männerbeziehungen: darunter der vorherrschende anonyme Sex (...), der ausgesprochene Jugendkult in den männlich-homosexuellen Maßstäben für sexuelle Attraktivität, (...). Ich sehe die lesbische Erfahrung als eine zutiefst weibliche Erfahrung, wie die Mutterschaft“ (Rich 1991, 160).*

Rich fordert in dieser Passage eine explizit geschlechtsspezifische Sichtweise, in der nicht Sexualität, sondern **Geschlecht** das identitätsstiftende Element der lesbischen Subjekts ist. Konsequenterweise sind daher Frauen und nicht Männer die politischen Verbündeten von Lesben, da Schwule in dieser Logik als Männer Bestandteile einer unterdrückerischen Gesellschaftsstruktur sind, für deren Umsturz der lesbische Feminismus kämpft. So wurde in einem Flugblatt der Radikalesbians mit dem Titel 'Frauen, die sich mit Frauen identifizieren' der 'Lesbianismus' als eine politische Haltung und nicht als eine sexuelle Identifikation beschrieben. Im Gegenteil lenkt der Text davon ab und begreift stattdessen Lesbisch-Sein als Lebensform, die potentiell alle Frauen wählen könnten, um „die Selbstbefreiung, den inneren Frieden, die wirkliche Liebe zu sich selbst und zu

allen Frauen“ zu leben (Radikalesbians 1981,13 nach Jagose 2001,66). Die Brücke zwischen Lesben und Feministinnen wird in diesem Flugblatt, welches zugleich Ursache als auch Effekt der lesbisch- feministischen Mobilisierung der 70er Jahre wurde auch durch das Argument, aufgebaut, dass Hass gegen Lesben ein konstitutives Merkmal patriarchaler Gesellschaften ist. So heißt es in dem oben zitierten Flugblatt weiter:

*„Lesbisch ist das Wort, das Etikett, das der Mann zur Verfügung hat, um jede Frau damit zu belegen, die es wagt, gleichberechtigt zu sein, die es wagt, seine Privilegien anzugreifen (inklusive dem, dass Frauen einen Tauschwert unter Männern darstellen), die es wagt, auf der Vorrangigkeit ihrer Bedürfnisse zu bestehen (...) Die Priorität der Beziehung zu Frauen, Frauen, die ein neues Bewusstsein von und mit Frauen entwickeln, ist das Herz der Frauenbefreiung und die Basis unserer eigenen Beitrags zur Kulturrevolution“ (ebd. 14).*

Das Zitat verdeutlicht die Sichtweise, dass Lesbianismus die logische Erweiterung des Feminismus ist. Lesbischsein wird hier als ein Modell radikaler feministischer Veränderung, als gelebte Variante des Feminismus verstanden. Ergänzend dazu schreibt Adrienne Rich 1991, nachdem sie die „Lüge der Zwangsheterosexualität“ für Frauen aufgedeckt hat, dass Lesbischsein eine „Form der Patriarchatsverweigerung, ein Akt des Widerstandes“ (Rich 1991,164) ist, denn es liegt ein feministisch-politischer Bewusstseinsinhalt in der Tatsache, der institutionalisierten Heterosexualität zum Trotz eine Frau als Geliebte oder Lebensgefährtin zu wählen. „Damit die lesbische Existenz dieses Politikum jedoch in einer letztlich befreienden Form aufnehmen und verwirklichen kann, muss die erotische Wahl vertieft und zu bewusster Frauenidentifikation, zu lesbischem Feminismus entwickelt werden“ (Rich 1991,167).“

Dieses Zitat verdeutlicht Richs Auffassung, dass Lesbischsein im feministischen Idealfall keine bloße Verhaltenskategorie wie Homosexualität ist. Im Gegensatz dazu definieren die Radikalesbians die Zuschreibung 'Homosexualität' als eine „unauthentische, nicht mit der Realität übereinstimmende Kategorie“, die „nur in einer sexistischen Gesellschaft, charakterisiert durch starre Geschlechterrollen und männliche Vorherrschaft“ existiert und in einer „Gesellschaft, in der Männer Frauen nicht unterdrücken und Sexualität sich entsprechend den Gefühlen ausdrücken darf“ als Kategorie verschwinden würde“ (Radikalesbians 1981,14 nach Jagose 1991,74).

Diese Position ist im Gegensatz zu Richs Position durch die Bemühung gekennzeichnet, sowohl die heterosexuelle Vorherrschaft herauszufordern, als auch die Vorannahmen zu Geschlecht (gender) zu destabilisieren. Nach Wittig ist die Kategorie Geschlecht durch und durch an der Aufrechterhaltung von Heterosexualität beteiligt. Sie lehnt aus diesem Grund eine Anerkennung der Kategorie Geschlecht ab und schreibt: „Wenn wir die Kategorie Geschlecht anerkennen, und sei es nur um sie zu kritisieren, naturalisieren wir die sozialen Phänomene, die Ausdruck unserer Unterdrückung sind und machen Veränderungen unmöglich“ (Wittig 1992, 11). Wittigs Schluss aus der Einsicht, dass die Kategorie Geschlecht nur im Kontext der patriarchalen Logik existiert, führt jedoch nicht dazu, auch die Kategorie 'Lesbe' als eine ebenso durch diese Logik hervorgebrachte Kategorie zu destabilisieren. Im Gegenteil interpretiert sie Lesbischsein als einen siegreichen Ausbruch aus der Kategorie Geschlecht und die daran gekoppelten Lebensumstände: Die Kategorie

*„'Frau' zu zerstören, bedeutet nicht, dass wir darauf abzielen, (...) Lesbischsein gleichzeitig mit der Kategorie Geschlecht zu zerstören (...). 'Lesbe' ist das einzige Konzept, das ich kenne, das jenseits der Kategorie Geschlecht (Frau und Mann) angesiedelt ist, weil das bezeichnende Subjekt (Lesbe) keine Frau ist, weder ökonomisch, noch politisch noch ideologisch“ (ebd. 20).*

Wittig konzipiert hier das lesbische Subjekt als ein Subjekt, welches es 'schafft' sich strukturell aus der Kategorie Frau zu lösen. Ihr Ansatz ist somit im Gegensatz zu Richs Ansatz durch eine Theoriebildung gekennzeichnet, die die konstitutive Macht des Diskurses der Heteronormativität benennt. Anders ausgedrückt: Sie besteht darauf, dass die Kategorie 'Frau' wie auch die Kategorie 'Mann' keine fundamentale Wahrheiten sind, sondern „lediglich eine imaginäre Formation“ (ebd. 1992, 15). Andererseits, und an dieser Stelle setzen queertheoretische Entwürfe kritisch an, sind ihre Ansätze zwar nicht durch eine Vergegenständlichung der Kategorie Frau aber dafür durch eine Vergegenständlichung der Kategorie Lesbe und einen utopischen Lobgesang an sie, gekennzeichnet. Dies erscheint unter anderem deshalb widersprüchlich, weil sie selbst mehrmals betont, dass auch die Kategorie Lesbe nur innerhalb der zu kritisierenden, patriarchalen Logik ihre Existenzberichtigung gewinnt.

Die Darstellung der Positionen von Rich und Wittig hat gezeigt, dass der lesbische Feminismus in Bezug auf die Analyse von Sexualität auf der Grundlage von Geschlecht eine Spannweite von zum Teil widersprüchlichen politischen und

theoretischen Positionen beinhaltet. Dennoch denke ich, dass eine starke Verbindung zwischen Queertheorie und lesbischem Feminismus besteht, da lesbische Feministinnen zu einer Kritik an Heterosexualität auffordern, während im Feminismus Sexualität oft als persönliche Angelegenheit begriffen wird. Das heißt, dass im Kontext der feministischen Theorie und Praxis eine grundlegende Kritik des normativen Status von Heterosexualität vermieden wird.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass feministische und lesbische-feministische Theorien und Praxen die Leistung vollbracht haben, eine Perspektive auf Gesellschaft zu entwickeln, die Geschlecht und Sexualität als Kategorien wahrnimmt, welche die gesellschaftlichen Prozesse in einer Art und Weise ordnen und strukturieren, dass Lebenschancen und Ressourcen für Männer, Frauen, ethnisierte Frauen und Lesben unterschiedlich verteilt sind. Andererseits und hier eröffnet sich das aktuelle Streit-Veränderungspotential der feministischen Diskussion-, verstrick(t)en sie sich dabei in Widersprüche, die heute von marginalisierten Gruppen, und ergänzend dazu aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven, kritisiert werden. Indem ein großer Teil patriarchatskritischer Theorien und Praxen Geschlecht als Schlüssel-funktion gesellschaftlicher Ungleichheit thematisier(t)en, reproduzier(t)en sie ein Denken in Schemata von naturalisierten Zuschreibungen. Die feministische Tradition des Denkens in nationalstaatlichen und zweigeschlechtlich strukturierten Deutungsmustern belässt, anders ausgedrückt, „das Soziale des Geschlechts“ (Gütern 1998) unthematisiert und ist mit einer „gewissen politischen Lähmung“ und „unreflektierten konservativen Tendenzen“ in der Frauenbewegung (Hänsch 2001, 232) verbunden: Solange der konstruktive Charakter und die Konstruktionsweisen des Nationalstaats und der Zweigeschlechtlichkeit im Alltagshandeln undurchsichtbar bleiben, besteht die Gefahr, dass sie auch in und durch die Frauenbewegung reproduziert werden. Somit sind auch politische Entwürfe des Feminismus an der Konstruktion von Ausgrenzungsmechanismen beteiligt. Sie stützen deren natürliche Selbstverständlichkeit quasi als (unbeabsichtigte) Nebenfolge und tragen zur Naturalisierung eines Herrschaftszusammenhanges bei, den der Feminismus sonst in allen Belangen kritisiert.

Im folgenden Kapitel werde ich, im Anschluss an die Diskussion um die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit, die feministische Theorie nach der oben

beschriebenen Kritik weiterverfolgen und mich hierbei auf die Positionen von Judith Butler und Michel Foucault im Kontext der Queertheorie beziehen. Der Aspekt des normativen und ausgrenzenden Charakters der sozialen Konstruktion des Nationalstaatsgeräts dabei bedauerlicherweise, im Gegensatz zur Debatte um das Soziale des Geschlechts, in den Hintergrund. Dies geschieht zum einen aus Platzgründen und zum anderen, weil die Perspektive auch bei Butler und Foucault nur marginal auftaucht.

## 2. Queer-feministische Kritik an feministischer Theorie und Praxis

Judith Butler positioniert sich selbst nicht nur als Feministin, sondern formuliert ihre Positionen aus einer Kritik am Feminismus heraus, nimmt die Kritik also sozusagen zum Ausgangspunkt ihrer Theorie zu Geschlecht, Geschlechterverhältnissen, Identitäten und Sexualität, die sie in zahlreichen Texten (s.o.) dargelegt hat. Der Ausgangspunkt ihrer Kritik ist zum einen die Homogenisierung der Kategorie Frau und zum anderen die Naturalisierung der Kategorie Geschlecht. Wodurch sich ihr Ansatz besonders auszeichnet, ist ihr Aufgreifen einer These Foucaults, welche besagt, dass sich normative Konzepte der (Hetero-)Sexualität und der kulturell verankerten Glaube an zwei Geschlechter, die sogenannte Zweigeschlechterordnung, gegenseitig bedingen und am Leben halten. Dieser Gedanke stellte zu Beginn der 90er Jahre im Kontext der deutschsprachigen lesbisch-feministischen Diskussion eine grundlegende Innovation dar, warf bis dahin etablierte Konzepte durcheinander und ruft bis heute diverse Kontroversen hervor.

Im Folgenden werde ich erneut, diesmal unter Berücksichtigung der Thesen Judith Butlers, zunächst auf den Aspekt der Homogenisierung des feministischen Subjekts (2.1.) als auch auf die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz (2.2) eingehen. Der Ausgangspunkt ist hierbei die innerfeministische Kritik an diesen beiden Analyse kategorien sowie Butlers Aufgreifen und produktives (Ver)wenden der Kritik.

### 2.1. Judith Butler: Kritik an Identitätspolitik

Butler enthüllte die im ersten Kapitel dieser Arbeit erwähnten, durch die heterosexuelle Matrix ausgeschlossenen Positionen, „die zwanghaften und regulierenden Folgen einer [feministischen Subjekt-] Konstruktion, selbst wenn sie zu emanzipatorischen Zwecken ausgearbeitet wurden“ (Butler 1991, 20).

Der Bruch zwischen „dem Feminismus und der paradoxen Opposition von Frauen gegen ihn“ (ebd. S. 20), verweist dabei auf die „notwendigen Grenzen“ (ebd. 20) einer Identitäts- und Repräsentationspolitik. Aus diesem Grund ist es für Butler an der Zeit, eine neue Form feministischer Politik zu entwickeln, die den Verdinglichungen der Geschlechtsidentität und anderer Identitätsanforderungen

entgegentritt. Es geht Butler also darum, Identitäten nicht mehr als vorgegebene Einheiten oder vordiskursive Tatsachen zu beschreiben, sondern herauszufinden, wie sie sich konstituieren. Auf einer praktischen Ebene versteht sie unter diesem Anliegen „eine Politik, die die veränderlichen Konstruktionen von Identität als methodische und normative Voraussetzung begreift, wenn nicht gar als politisches Ziel anstrebt“ (Butler 1991, 23).

Ihr Ziel besteht also nicht darin, eine erweiterte Form der Repräsentationspolitik anzustreben, etwa indem der Kategorie Frau das Attribut 'homosexuell' oder 'fremder Hintergrund' angeheftet wird. Im Gegenteil geht es ihr darum, eine „feministische Genealogie der Kategorie Frau(en)“ (ebd. 21) vorzunehmen und versteht darunter das Vorhaben, „die politischen Verfahrensweisen nachzuzeichnen, die das Produzieren und Verschleiern, was als Rechtssubjekt des Feminismus bezeichnet werden kann“ (Butler 1991, 23).

Wie ich weiter oben beschrieben habe, ging es für die Frauenbewegung und die feministische Theorie zunächst darum öffentlich zu machen, dass das soziale Geschlecht bzw. die Geschlechtsidentität, welche auch als 'gender' bezeichnet wurde, unabhängig vom anatomischen Geschlecht der Frau betrachtet werden kann. Die Unterscheidung von Geschlecht und Geschlechtsidentität führte zunächst zu der Einsicht, dass sich das soziale Geschlecht keineswegs aus dem biologischen Geschlecht abzuleiten hat, sondern eine kulturelle Konstruktion darstellt, welche sich nicht vom Geschlechtskörper ableitet. Daraus folgte die Einsicht, dass die „Geschlechtsidentität weder das kausale Resultat des Geschlechts, noch so stark wie es scheint, dieses ist“ (Butler 1996, 22).

Im Kontext der feministischen Theorie führte diese Erkenntnis zu dem Resultat, dass sich in Arbeiten zu Lebensformen, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, Sexualität etc. einem Rekurs auf biologistische Erklärungs- und Deutungsmuster konsequent verweigert wurde: An die Stelle eines biologischen Determinismus rückten soziale und kulturelle Interpretationen, die im Zusammenhang mit Herrschaftsinteressen als Erklärungsmodelle für die Unterdrückung und gesellschaftliche Marginalisierung von Frauen dienten. Dennoch wurde weiter im Namen 'der Frauen' gehandelt. Butlers Kritik der feministischen Theorie richtete sich nun auf solche feministischen Diskurse, die die Frage aufwerfen, ob eine universelle, weltweite Gemeinsamkeit unter Frauen besteht bzw. „eine Besonderheit von Frauenkulturen, die sich unabhängig von Unterordnung unter

die maskuline, männliche Kultur denken lässt (Butler 1991, 18). „Es geht Butler somit darum, sog. Identitätspolitik kritisch unter die Lupe zu nehmen. Damit sind politische Praxen gemeint, die Politik im Namen (strukturell benachteiligter) Gruppen verfolgen (zum Beispiel Politik im Namen der Frauen, der Alkoholiker, der Lesben, der Schwarzen). Das Subjekt der politischen Praxen sind in diesen Diskursen „weniger die konkreten Individuen in ihrer jeweiligen Vielfalt, sondern ein imaginiertes (Kollektiv)Subjekt, eine „imaginäre community“ (Villa 38, 2003). Das heißt, das denjenigen, in deren Namen Politik gemacht wird, eine gemeinsame Identität unterstellt wird, etwa, wenn im Namen 'der Frauen' gehandelt wird oder um 'die Lage' der Frauen zu verbessern. Diese Strategie ist insofern Erfolg versprechend als „wer im Namen von Identität spricht, [...] in jedem Fall mit dem Gewicht der Authentizität spricht“ (vgl. Hark 1996). Die alltagsweltliche und politische Vorstellung setzt Authentizität mit Wahrheit gleich: „Was authentisch ist, ist wahr, weil es das Innerste eines Subjekts verkörpert und weil sich darin eine unhinterfragbare Erfahrung verbirgt“ (Villa 2003, 39).

Wie ich im ersten Kapitel beschrieben habe, spielte gerade im Kontext der Frauenbewegung und der feministischen Theorie die Idee einer gemeinsamen Identität eine wesentliche Rolle. Die feministische Repräsentationspolitik zielte dabei darauf ab, „eine Sprache zu entwerfen, die die Frauen voll oder adäquat repräsentiert, um deren politische Sichtbarkeit zu fördern“ (Butler ebd. 16).

Nach Butler ist diese Form der Repräsentationspolitik jedoch heute in eine Krise geraten: „Im Grunde herrscht kaum Übereinstimmung darüber, was denn die Kategorie „Frau(en)“ konstituiert oder konstituieren sollte“ (Butler 1991, 16).

Butlers Kritik an Identitäts- und Repräsentationspolitik, welche zugleich ihre Erklärung für die gegenwärtige Krise darstellt, setzt daran, wo eine gemeinsame Frauenidentität als notwendige Voraussetzung für politisches Handeln angenommen wird, welche sich ausschließlich über die Geschlechterdifferenz definiert. Es existiert, anders ausgedrückt, „ein politisches Problem, auf das der Feminismus stößt, sobald er annimmt, dass der Begriff Frau eine gemeinsame Identität bezeichnet“ (Butler 1991, 18).

Butlers Kritik an Identitätspolitik begründet sich zum einen aus ihrem eigenen 'Unbehagen' gegenüber der Unbestimmtheit der Bedeutung des Begriffs der Geschlechtsidentität im Feminismus (ebd. 7) und zum anderen aus der im ersten Kapitel der Arbeit beschriebenen, von durch die feministische

Repräsentationspolitik marginalisierten Gruppen vorgetragenen 'Differenzen' zum Feminismus. Sie wendet dieses Unbehagen produktiv dahingehend, dass sie grundlegende und über den feministischen Kontext weit hinausreichende-Begriffe, wie Identität, Subjekt, Macht, Handlungsfähigkeit problematisiert, um im Anschluss neue Lesarten dieser Begriffe vorzuschlagen. Damit stellt ihre Kritik „den fundamentalistischen Rahmen in Frage, in dem der Feminismus als Identitätskategorie formuliert wurde“ (Butler 1991, 218)..

## 2.2. Poststrukturalistische Identitätskonzepte

Die Hinterfragung der Identitätskategorie 'Frau' im Kontext der feministischen Theorie und des dahinterstehenden Identitätsmodells sind von einem historisch spezifischen Wissen mitbestimmt, welches auf poststrukturalistische Theorien zurückgeht, in denen Identität als provisorisch und kontingent verstanden wird. Der Begriff 'Poststrukturalismus' bezeichnet die kritische Absetzungsbewegung vom 'klassischen Strukturalismus' und beginnt Ende der 60er Jahre unter dem Eindruck der im Zuge der StudentInnenunruhen von 1968 entstehenden politischen Auseinandersetzungen. Von VertreterInnen dieser Richtung wird besonders das Bestreben des klassischen Strukturalismus kritisiert, transkulturelle, ahistorische, abstrakte Gesetze zu entdecken, die den immer gleichen Rahmen für die möglichen Ursachen sozialer Prozesse liefern. Dadurch aber kann nach poststrukturalistischer Ansicht der soziale Wandel nicht hinreichend erklärt werden, denn Veränderungen sind mehr als nur Transformationen des Immergleichen:

*„Behauptet der klassische Strukturalismus noch, das was sich verändert, sind allenfalls die inhaltlichen oder bedeutungsmäßigen Zuschreibungen, nicht die Ordnungen der Werte selbst, so radikalisiert der Poststrukturalismus den Strukturbegriff insofern, als er eine in sich geschlossene und von Regeln kontrollierte Struktur von Zeichen anführt (...). Im Gegensatz zum Strukturalismus betont der Poststrukturalismus damit die Diskontinuität, die den Wandel der Strukturen“ (Raab 1998, 14).*

Die Struktur des Poststrukturalismus kennt kein abgeschlossenes System mehr, es gibt keine Begrenzung, sie ist unendlich vielen Transformationen zugänglich. In der zweiten Hälfte des 20en Jahrhunderts stellten poststrukturalistische TheoretikerInnen wie Althusser, Freud, Saussure, Lacan und Foucault die scheinbar selbstverständliche Behauptung, dass das Selbst als Teil der Natureine

unbestreitbare Wirklichkeit darstellt, die jenseits aller gesellschaftlichen Repräsentationsformen existiert, radikal in Frage. Zusammengefasst ermöglichen ihre Arbeiten einen Schub in Gesellschaftstheorie und Geisteswissenschaften, den Hall als „die endgültige Auflösung des Cartesianischen Subjekts“ (Hall 1994, 120) bezeichnet, und der zu einem neuen Verständnis von „Identität als dauerhafte stützende kulturelle Phantasie oder Mythos“ (Jagose 2001, 102, vgl. auch Weedon 1987, Barthes, 1964), führt. Die scheinbar natürliche und selbstverständliche ‚Wahrheit‘ der Identität, die sich aus Descartes' Vorstellung ableitet, das Selbst sei etwas Selbstbestimmtes und Rationales, wird somit zur Disposition gestellt. In Anschluss an Saussures Arbeiten über strukturelle Linguistik (1906-1911) wird der Sprache die zentrale Funktion zugesprochen, die soziale Wirklichkeit nicht wiederzuspiegeln, sondern hervorzubringen. Sie ist nach Saussure kein zweitrangiges System, das nur abbildet, was bereits existiert, sondern sie konstituiert es, was sie beschreibt und verleiht ihm dadurch seine Bedeutung. Zugleich versteht Saussure Sprache als eine Ordnung von Bezeichnungen, die den individuellen SprecherInnen vorausgehen: „Normalerweise wird Sprache als Medium verstanden, durch das wir unser ‚authentisches Selbst‘, unsere privaten Gedanken und Emotionen ausdrücken. Saussure jedoch legt die Überlegung nahe, dass die kulturelle Ordnung der Sprache unsere Vorstellung von einem persönlichen, inneren Selbst erst hervorbringt.“

### **2.3. Queerpolitische Identitätskonzepte**

‚Queer‘ bezeichnet im Gegensatz zu modernen Auffassungen von Identität (s.o.), ausdrücklich keine Identität. Im Gegenteil steht ‚queer‘ für eine Kritik an Identität insofern der Begriff auf „die unausweichliche Gewalt von Identitätspolitik“ (Jagose 2001, 165). Die oben skizzierte politische Logik, aus einer entwürdigenden Abwertung eine positive Selbstbezeichnung zu machen, haben auch im deutschsprachigen Kontext verschiedene Bewegungen aufgegriffen. So entwickelte sich zum Beispiel im Kontext der bevorstehenden Einführung der sog. ‚Homohe‘ die Kampagne ‚Schlampagne‘ als eine „Bewegung von Lesbendie von der Debatte um die Homohe angegriffen sind, die mit ihrer eigenen, anderen Lebensweise sichtbar werden wollen und Lust haben, ein deutliches politisches

Gegengewicht zu setzen“ (aus: Selbstdarstellung der Kampagne 'Schlampe', in: Zeitschrift: Graswurzelrevolution, November 1999).

„Die Frage ist: wie sehen sie eigentlich genau aus, diese "anderen" Lebensweisen, die bei der Ausdehnung einiger Eheprivilegien auf die begrenzte Gruppe heiratswilliger und -fähiger Schwuler und Lesbenleerausgehen werden? Was ist das für Menschen, die aus Not, aus guten Gründen oder aus bewußtem politischen Widerstand - in sozialen Beziehungsnetzen jenseits von Ehe und Zweierkiste leben und lieben? Beim Versuch, diese Lebensweisen zu benennen, tut sich ein Abgrund an Sprachlosigkeit, Totschweigen, Verfemung und Tabuisierung auf. Ohne Sprache keine Sichtbarkeit, keine Öffentlichkeit, keine Einflußmöglichkeit. So wurde die Namens- und Sprachfindung zum ersten und vordringlichsten Arbeitsschwerpunkt (...). Unter Anspielung auf die gesellschaftliche Ächtung selbstbestimmter Lebensweisen von Frauen und auf das Widerstandspotential von Beziehungsformen, die der herrschenden Ordnung entgegengesetzt sind, entschieden wir uns für die **Schlampe** als passendste Bezeichnung. Ähnlich wie die Lesbenbewegung in ihren Anfängen ein Schimpfwort übernahm und es für sich selbst neu und positiv besetzte, soll mit der Selbstbezeichnung Schlampe die Abwertung vielfältiger Beziehungsnetzwerke karikiert und letztlich aufgelöst werden.“

Solche Aneignungsstrategien<sup>25</sup> stellen Praxen dar, die im bewussten Aufgreifen und Karikieren von verletzenden, abwertenden und zugeschriebenen Identitäten diese als Effekte politischer und diskursiver Regulierungen entlarven. Die positive Aneignung des Begriffs 'Schlampe', welcher auf Frauen angewendet wird, deren Lebensentwurf außerhalb ehelicher oder eheähnlicher Beziehungsmuster steht, enthüllt aus einer poststrukturalistischen Perspektive zugleich den Moment, dass 'Identitäten' stets repressive und der politischen Ordnung dienliche Zuordnungen und Kategorisierungen von Menschen darstellen. Das bewusste Aufgreifen und positive Neu-Besetzen der zugeschriebenen Identität lässt sich demnach als ein Prozess verstehen, der die repressive Funktion der Zuschreibung aufdeckt.

Auch Butler greift feste Identitäten als Basis von Politiken an und plädiert dafür, ihnen in Form von 'queeren Praxen' den Boden zu entziehen. (vgl. Butler 1991, 190ff., 1993, 305ff.). Ihre Kritik an Identitätsmodellen richtet sich dabei jedoch nicht nur auf gesellschaftlich 'abgewertete Identitäten', sondern bezieht die Hinterfragung von heterosexuellen, schwulen, lesbischen und feministischen Identitäten mitein: „Das Subjekt als ein mit sich selbst identische Entität gibt es nicht mehr. In diesem Sinne ist die zeitweilige Totalisierung, die von Identitätskategorien geleistet wird, ein notwendiger Irrtum. (Butler 1997, 109). In Bezug auf sexuelle und geschlechtliche Identitäten schlägt Butler vor, Identitäten

---

<sup>25</sup> Siehe auch z.B. zum Aufgreifen und Neubesetzen des Begriffs 'Kanacke' die Gruppe Kanak Attack. [www.kanak-attak.de](http://www.kanak-attak.de)

in ihrer immanenten Brüchigkeit und Instabilität anzuerkennen und ihre Entstehungsmomente im Kontext politischer Ordnungen aufzudecken. Sie plädiert in 'Psyche der Macht' auf einer psychischen Ebene dafür, diejenigen Anteile, die in spezifischen Subjektivierungsprozessen ausgeschlossen und gesellschaftlich abgewertet werden, als Quelle politischen Widerstands zu mobilisieren, vor allem dann, wenn die eigene Identität durch „verletzende Anrufungen“ (Butler 2001, 99), wie Schlampe, Mannweib, Tunte, Schwuchtel, Kanacke, Nutte etc. gebildet wird. „Nur wenn ich diese verletzenden Bedingungen übernehme – oder indem ich von ihnen besetzt bin –, kann ich ihr die Stirn bieten und aus der mich konstituierenden Macht die Macht machen, gegen die ich mich wende“ (ebd. 99).

Queer-politisches Denken, so lässt sich abschließend festhalten, bedeutet nach Butler, dass politisches Handeln im Namen einer Identität problematisch geworden ist. Es bedeutet, „sich bewusst zu machen, dass die vermeintliche Kohärenz und Eindeutigkeit einer Identität immer fiktional ist, bedeutet deshalb darauf zu bestehen, sich nicht durch einen Namen, eine Kategorie, eine Anrufung vereindeutigen zu lassen. Weiter bedeutet es nach Butler ebenso, „nicht mehr – zumindest nicht mehr in unproblematischer Weise Politik im Namen einer Identität zumachen“ (Butler 2003, 111).

Trotz dieser radikalen Hinterfragung normativer Subjektkonstruktionen und ihrer eigenen Verortung im Kontext der Queertheorie (vgl. Butler 1997, 305ff.) ist Butler sich durchaus darüber bewusst, dass es in vielen Kontexten strategisch sinnvoll bleibt und oftmals unumgänglich ist, Politik im Namen 'der Lesben', der Frauen, etc. zumachen.

*„Ich meine, der Feminismus braucht die Kategorie 'Frauen', und es wäre tragisch, wenn er diese Kategorie verlieren würde; der Feminismus würde aber auch darunter leiden, wenn die Kategorie als etwas Fundierendes und unveränderlich Feststehendes aufgefasst würde. [...] Ich meine, dass es keine endgültige Antwort auf die Frage gibt, wer wir sind, und dass die Unmöglichkeit, eine definitive und inklusive Definition zu liefern, politisch durchaus vorteilhaft ist. [...] In diesem Sinne lehne ich die Kategorie 'die Frauen' als eine fundierende Kategorie des feministischen Denkens und der feministischen Politik ab. Ich bejahe aber die Kategorie 'die Frauen' als einendiskursiven Ort der beständigen politischen Neuverhandlung“ (Butler 1997, 300).*

Ähnlich wie Butler in Positionierung bezüglich der Verwendung des Begriffs Frau betont auch Gutiérrez Rodríguez, dass weiterhin die Notwendigkeit der Benennung von gesellschaftsstrukturierenden Subjektpositionen wie Migrantin, besteht, da diese Benennung oftmals die einzige Möglichkeit ist, als das 'Andere' Subjekt im öffentlichen Raum zu sprechen. Zugleich betont auch sie, dass im

Kontext neuer Repräsentationspolitik die Strategie der Veruneindeutigung und die Strategie der Benennung bereits oftmals miteinander verknüpft werden:.

*„Wie eine Sichtbarmachung von immigrierten und exilierten Frauen herstellen, wenn diese in der bürgerlichen Öffentlichkeit und im Alltagsdiskurs als Individuen kaum vorkommen? Um diese Definitionsmacht der Auslassung oder der Ethnisierung zu brechen, greifen Personen aus subalternen Gruppen herrschende Identifikationspraktiken auf, um sie dann umzukehren, neu zu bestimmen oder darüber hinauszuweisen (...). Ich möchte zeigen, warum das Sprechen im Namen der Migrantin weiterhin notwendig ist. Auch wenn neue Repräsentationspolitiken entstehen, dies vermeiden, im Namen einer Identität zu sprechen. Kurz: nicht im Namen der Migrantin zu sprechen, heißt nicht, dass es diese gesellschaftliche Position nicht gibt, die insbesondere dann in den Vordergrund rückt, wenn wir uns der Fragen nach Repräsentationsbedingungen zuwenden (...). Frauen aus subalternen Gruppen repräsentieren einen Teil des gesellschaftlichen Aushandlungsprozesses, werden jedoch zugleich von diesem ausgeschlossen. Als Jongleurinnen und Seiltänzerinnen müssen sie ständig abwägen, mit wem sie sich verbünden und mit wem sie verhandeln. In dem sie sich von der Bezeichnung, der Konstruktion und der Vereinnahmung als die "Andere" distanzieren, versuchen sie ihre künstlerischen, politischen und wissenschaftlichen Ausdrucksweisen in den Vordergrund zu rücken. Neben Formen aktivistischer Kulturproduktion entwickeln sie Strategien textueller Interventionen: mit dem Ziel, fixierte Bedeutungen zu unterminieren und selbstbestimmte Repräsentationspolitiken zu schaffen“ (Gutiérrez Rodríguez, 2000).*

Die politische Spannung zwischen dem strategischen Nutzen bestimmter Kategorien und ihrer gleichzeitigen Hinterfragung hat im Kontext der feministischen Theorie und Praxis impulsiv geführte Debatten hervorgerufen, denn nach wie vor basieren konkrete politische Praxen wie z.B. die sogenannte 'Frauenquote' oder die Institution der 'Frauenbeauftragten', des Frauenzentrums, des Frauennotrufs etc. auf der quasi ontologischen Sicherheit, es gäbe eine zu vereinheitlichende Kategorie Frauen. Butler selbst schlägt in Bezug auf politische Handlungsfähigkeit von Feministinnen vor eine Bündnispolitik zu formulieren, die „nicht bereits von vornherein festlegt, welchen Inhalt die Kategorie 'Frau(en)' haben wird“ (Butler 1990, 34):

*„Gerade der Begriff 'Dialog' ist kulturell spezifisch und geschichtlich gebunden. So kann ein Sprecher durchaus sicher sein, daß ein Gespräch stattfindet, während ein anderer vom Gegenteil überzeugt ist (...). Von vornherein auf einer Bündnis-Einheits-Ziel zu bestehen, setzt voraus, daß Solidarität – um jeden Preis – eine unerlässliche Vorbedingung für das politische Handeln ist. Doch stellt sich die Frage, welche Politik eigentlich diese Vorwegnahme der Einheit erfordert. Vielleicht gehört es auch zur dialogischen Verständigung, daß die Divergenzen, Brüche, Spaltungen und Splitterungen als Teil des (...) Demokratisierungsprozesses akzeptiert [werden]. Stattdessen hat man eine Reihe von dialogischen Begegnungen vorgeschlagen, bei denen Frauen unterschiedlicher Positionen im Rahmen eines entstehenden Bündnisses unterschiedliche, gesonderte Identitäten artikulieren können (...). Doch muß man beachten, daß sich die Form einer entstehenden und unvorhersehbaren Vereinigung von Positionen selbst nicht vorab festlegen lässt“ (Butler 1990, 34ff).*

Dieses Modell einer Bündnispolitik, welche nicht von vornherein die Einheit als Resultat sicherstellt, grenzt sich von der Vorstellung ab, dass es eine Kategorie

Frau(en) gibt, die einfach „mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Rasse, Klasse, Ethnie und Sexualität gefüllt werden muß“ (ebd. 35), um vervollständigt zu werden. Die Voraussetzung, dass die Kategorie im Wesentlichen unvollständig ist, macht sie dagegen zu einem „stets offenen Schauplatz umkämpfter Bedeutungen“ (ebd.). Anders ausgedrückt: Es ist für Butler „an der Zeit, eine radikale Kritik zu entfalten, die die feministische Theorie von dem Zwang befreit, einen einzigen, unvergänglichen Grund zu konstruieren, der unweigerlich von jenen Identitäts- oder Anti-Identitätspositionen angefochten wird, die er zwangsläufig ausschließt“ (Butler 1991, 21).

Im Zuge der Kritik an der ‚Homogenisierung‘ durch das ‚feministische Wir‘ stellt sie die These auf, dass die „unproblematische Beschwörung [der Kategorie Frau] die Möglichkeit einer feministischen Repräsentationspolitik geradezu verhindert“ und stellt die Frage in den Raum: „Welche Herrschaftsverhältnisse und Ausschließungen unterstützt man ungewollt, wenn allein die Repräsentation im Brennpunkt der Politik steht?“ (Butler 1996, 22).

## 2.4. Körper als Überlebensstrategie

Neben der Kritik an den Strategien der Identitätspolitik im Kontext feministischer Theorien gründet Butlers Kritik an feministischen Theorien und Praxis Konzepten auf einem „weiteren, möglicherweise noch gravierenderem Problem, auf das der Feminismus stößt, wenn er die Konstruktion der Kategorie Frau zum Ausgangspunkt von Politik macht: „Stellt nicht die Konstruktion der Kategorie Frau(en) als kohärentes festes Subjekt eine unvermeidliche Regulierung und Verdinglichung der Geschlechterbeziehungen dar? Und widerspricht eine solche Verdinglichung nicht gerade den feministischen Zielsetzungen?“ (Butler 1991, 21).

Mit ‚Verdinglichung der Geschlechteridentität‘ ist hier die Tatsache gemeint, dass sowohl im Kontext der feministischen Theorie als auch darüber hinaus bis vor kurzem selbstverständlich davon ausgegangen wurde, es gäbe von Natur aus zwei Geschlechter, ‚Männer‘ und ‚Frauen‘. Durch die Kritik von Lesben, Transgender, Queers u.a. wurde deutlich, dass die Kategorie Frau(en) ihre Stabilität und Kohärenz stets nur im Rahmen einer heterosexuellen, zweigeschlechtlichen Matrix gewinnt, in welcher die Subjektpositionen ‚Mann‘ und

'Frau' als natürliche, vom biologischen Geschlecht ableitbare Identitäten, und ebenso als voneinander unterschiedliche und sich gegenseitig sexuelle anziehende Subjekte konzipiert werden. Diese 'heterosexuelle Matrix', so die Kritik, schließt von vornherein die Möglichkeit von mehr als zwei Geschlechtern sowie Begehrensformen, die nicht auf das Mann-Frau-Schema zurückzuführen sind, aus. Zusätzlich dazu werden die Begriffe 'Mann' und 'Frau' durch die Verdinglichung der Geschlechterdifferenz als voneinander abhängige Kategorien festgeschrieben.

Butler nimmt diese 'Verdinglichung' von Geschlechtsidentitäten zum Ausgangspunkt, um „eine Politik zu entwerfen, die die veränderliche Konstruktion von Identität als methodische und normative Voraussetzung begreift, wenn nicht gar als politisches Ziel anstrebt“ (ebd. 21). Bevor ich weiter unten darauf eingehe, wie diese Politik aussehen kann, geht es mir an dieser Stelle zunächst darum, noch ausführlicher nachzuzeichnen, was Butler unter dem Begriff 'verdinglichte Geschlechtsidentität' versteht.

Um die 'Verdinglichung der Geschlechtsidentität' und das Projekt einer feministischen Genealogie der Kategorie Frau(en) voranzutreiben, setzt Butler an der sex-gender Argumentation an, welche der LeserIn aus den 80er Jahren bekannt ist. Doch anstatt wie bisher die Homogenisierung des Subjekts 'Frau' aus einer antirassistischen oder nicht heterosexistischen Perspektive zu bemängeln, geht sie noch einen Schritt zurück und hinterfragt nicht nur 'gender' sondern ebenso 'sex', das sog. biologische Geschlecht, indem sie erneut darauf hinweist, dass die Geschlechtsidentität sich nicht stringent aus dem anatomischen Geschlechtskörpern ableitet, sondern unabhängig von diesem denkbar ist. Die Subjektpositionen Mann, Frau, Lesbe, Migrantin etc. sind in diesem Modell nicht mehr an einen Status, einen natürlichen Körper oder eine Identität gekoppelt, sondern stehen unabhängig davon allen Menschen als 'kulturelle Ressource' zur Verfügung, welche sich zumindest theoretisch angeeignet werden können. Anders ausgedrückt ließe sich sagen, dass eine grundlegende Diskontinuität zwischen den sexuell und ethnisch bestimmten Körpern und den gesellschaftlich geformten Identitäten besteht bzw. bestehen kann.

In Bezug auf Geschlecht heißt das: Wenn die sexuelle Binarität, das heißt die Einteilung der Menschen in ausschließlich zwei unterschiedliche Geschlechtskörper, vorausgesetzt wird, so folgt aus dem Argument der

grundsätzlichen Unabhängigkeit von sex und gender demnach weder, dass das Konstrukt 'Männer' bzw. 'Männlichkeit(en)' ausschließlich dem männlichen Körper zukommt, noch dass die Kategorie 'Frauen' nur weibliche Körper meint.

*„Ferner: selbst wenn die anatomischen Geschlechter (sexes) in ihrer Morphologie und biologischen Konstitution unproblematisch als binär erscheinen (was noch die Frage sein wird), gibt es keinen Grund für die Annahme, dass es bei ebenfalls zwei Geschlechtsidentitäten bleiben muss (...). Wenn wir (...) den kulturell bedingten Status der Geschlechtsidentität als radikal unabhängig vom anatomischen Geschlecht denken, wird die Geschlechtsidentität selber zu einem freischwebenden Artefakt. Die Begriffe Mann und männlich können dann ebenso einfach einen männlichen und einen weiblichen Körper bezeichnen wie umgekehrt die Kategorie Frau und weiblich“ (Butler, 1991, 23).*

Butler stellt nun erneut die Frage, ob es aus dieser Perspektive überhaupt sinnvoll ist, weiter von einer 'gegebenen Geschlechtsidentität' bzw. von einem 'gegebenen Geschlecht' zu sprechen:

*„Und was bedeutet der Begriff Geschlecht (sex) dann überhaupt? Handelt es sich um eine natürliche, anatomische, durch Hormone und Chromosomen bedingte Tatsache? Wie muss eine feministische Kritik jene wissenschaftlichen Diskurse beurteilen, die solche Tatsachen für uns nachweisen sollen? Hat das Geschlecht eine Geschichte? Oder hat jedes Geschlecht eine andere Geschichte ( bzw. andere Geschichten? ) Gibt es eine Geschichte, wie diese Dualität der Geschlechter (duality of sexes) errichtet wurde, eine Genealogie, die die binären Optionen möglicherweise als veränderbare Optionen offenbart? Wer den die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse, die im Dienste anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen?“ (Butler, 1991, 25).*

Das Zitat verdeutlicht, dass Butler nicht nur die Annahme der Existenz eines 'biologischen' Geschlechts im Sinne von einer Tatsache, welche außerhalb von diskursiven Erzeugungspraktiken steht, ablehnt und hinterfragt, sondern ebenso ihre Kritik auf die diskursiven Erzeugungspraxen richtet, die den Mythos einer natürlichen Geschlechtsidentität beständig fortschreiben. Es geht in diesem Ansatz also nicht nur darum, die Geschlechtsidentität als kulturelle Zuschreibung zu einem vorgegebenen Geschlecht zu entlarven, sondern weiterhin auch darum, „jenen Produktionsapparat“ (ebd.) in die Diskussion zu bringen, durch den die Geschlechter (sexes) selbst konstruiert werden.

Um ihre Argumentation zu untermauern, bezieht sich Butler auf eine Aussage in Simone de Beauvoirs Buch 'Das andere Geschlecht'. Simone de Beauvoir formuliert dort den berühmten Satz: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern man wird es.“ Für sie ist die Identität 'Frau' im Sinne von 'gender' somit etwas, was menschlich wird, d.h. eine Aneignung, ein Effekt der Sozialisation, eine soziale

Konstruktion. Die Aussage de Beauvoirs impliziert nach Butler auch die tiefergehende Vermutung, dass die Trägerin zugleich auch eine andere Identität als 'Frau' annehmen könnte. Es stellt sich hier die Frage, ob 'Geschlechtsidentität' wirklich etwas ist, was frei wählbar und im Prinzip austauschbar ist. „Kann die Konstruktion somit eine Frage der Wahl reduziert werden“ (ebenda S.24)? Butler beantwortet diese Frage, indem sie Beauvoir dahingehend interpretiert dass

*„man zwar zur Frau wird, dies aber stets nur unter gesellschaftlichem Druck geschieht. Und dieser Zwang geht eindeutig nicht vom biologischen 'Geschlecht' aus. Nichts in Beauvoirs Darstellung garantiert, dass das Wesen, das eine Frau wird, notwendigerweise weiblichen Geschlechts ist. Wenn 'der Leib eine Situation ist', wie Beauvoir sagt, so gibt es keinen Rückgriff auf den Körper, der nicht bereits durch kulturelle Bedeutungen interpretiert ist.“ (ebd.26).*

Dader Körper immer schon durch die kulturelle Brille gelesen wird, lässt sich nach Butler auch das, was viele als unumgängliche Natur begriffen, als Teil der Kultur interpretieren: Das Verhältnis von Kultur und Natur, das von einigen Modellen der Konstruktion des sozialen Geschlechts vorausgesetzt wird, impliziert eine Kultur oder ein Handlungsvermögen des Sozialen, das auf eine Natur einwirkt, die als eine passive Oberfläche vorausgesetzt wird. Dies lässt außer Acht, dass Natur eine Geschichte und nicht nur eine soziale Geschichte hat. In soweit die Unterscheidung biologisches Geschlecht/soziales Geschlecht auf die Auslegung des Natürlichen zurückgeht, wird sie auch nach gleichem Muster hinfällig; wenn das soziale Geschlecht aus den sozialen Bedeutungen besteht, die das biologische Geschlecht annimmt, „dann wachsen dem biologischen Geschlecht nicht soziale Bedeutungen als zusätzliche Eigenschaften zu, sondern es wird vielmehr durch diese sozialen Bedeutungen ersetzt(...)“ (Butler 1995, 26 Hervorh. im Original). Aus dieser Perspektive kann sex keine vordiskursive Größe sein, sondern muss ebenso als Teil des Sozialen gesehen werden, sex ist also immer schon gender.

## **2.5. Körper zwischen passiver und aktiver Materie**

Diese Auffassung grenzt sich von einer Perspektive ab, in welcher der (Geschlechts-) Körper als 'passive' Materie konzipiert ist, welcher lediglich die kulturellen Bedeutungen eingeschrieben sind. Der Körper wird somit in Butlers Interpretation nicht als Medium verstanden, das nur äußerlich mit kulturellen Bedeutungen verbunden ist, sondern ist selber eine Konstruktion: „Man kann

nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihrer Geschlechter vorherginge. So stellt sich die Frage, inwiefern und durch die Markierung(en) der Geschlechtsidentität ins Leben gerufen wird“ (Butler 1991,26). Die Argumentation ernst zu nehmen bedeutet, den geschlechtlichen Körper als das Ergebnis sozialer und kultureller Prozesse auf der Grundlage sozialer Interaktionen und „institutioneller Sedimentierungen“ (Gildemeister 1994,226), als „a matter of objective, institutionalized facts“ (Garfinkel), zu begreifen. Das heißt, auch Zweigeschlechtlichkeit, deren Folgen und Deutungen sind Produkte sozialer Konstruktionen. Somit lässt sich auch die biologische Geschlechtszugehörigkeit, genauso wie die Zugehörigkeit zu einer 'Klasse' oder einer bestimmten 'Kultur', aus dem Rahmen substantieller Identitätsmodelle herausnehmen.

Geschlecht und Geschlechtsidentität werden somit zu einer durch eine stilisierte Wiederholung von Akten zustande kommende, Identität. Zugleich wird die Geschlechtszugehörigkeit durch die Stilisierung des Körpers instituiert und ist also als „die sachliche Art und Weise zu verstehen, in der verschiedenartige körperliche Gesten, Bewegungen und Inszenierungen die Illusion eines beständigen, geschlechtlich bestimmten Selbsterzeugen“ (Butler 2002,302). Die Grundlage der Geschlechtsidentität ist somit eine konstruierte Identität, eine „performative Leistung, an welche das weltliche gesellschaftliche Publikum nun selbst glaubt und die es im Modus des Glaubens performiert“ (ebd.302). Ist die Grundlage der Geschlechtsidentität die stilisierte Wiederholung von Akten und keine gegebene Identität, so sind die Möglichkeiten der Veränderung, auf die ich ansatzweise im vorherigen Abschnitt eingegangen bin und noch ausführlicher im vierten Kapitel eingehen werde, in „der arbiträren Beziehung zwischen diesen Akten“ (ebd.) zu finden, in der Möglichkeit anderer Arten des Wiederholens, „im Durchbrechen oder in der subversiven Wiederholung“ (ebd.) dieses Stils.

Mit Hilfe dieser Konzeption von Geschlecht lässt sich die verdinglichte und naturalisierte Konzeption der Geschlechtszugehörigkeit möglicherweise offen für andere Formen der Konstitution verstehen. Unter dem Begriff „Konstitutionsakt“ (ebd.) versteht Butler dabei nicht nur die Tatsache, dass die Akte die Identität des Akteurs konstituieren, sondern ebenso, dass sie diese Identität als „zwingende Illusion, als Gegenstand des Glaubens konstituieren“ (ebd.). Obwohl sie davon ausgeht, dass es Möglichkeiten gibt, den verdinglichten Charakter der

Geschlechtsidentität in Frage zu stellen, betont sie zugleich, dass die Geschlechtsidentität eine „performative Leistung ist, die durch gesellschaftliche Tabus und Sanktionen erzwungen wird“ (ebd.).

Diese Aussage knüpft erneut an de Beauvoirs Thesen an, die besagen, dass 'Frau' und jede andere Geschlechtszugehörigkeit eher eine 'geschichtliche Situation', eine „historische Idee“ (Merleau-Ponty) als seine „natürliche Spezies“ (de Beauvoir 2000, 26), ist. Der Körper ist dabei der aktive Prozess der Verkörperung, Ort eines „komplizierten Aneignungsprozesses bestimmter kultureller und geschichtlicher Möglichkeiten“ (Butler 2002, 303). Dass der Körper eine Menge von Möglichkeiten ist, bedeutet, dass „seine Erscheinung in der Welt“ (Butler 2002, 303) nicht durch ein inneres Wesen vorherbestimmt ist. Der Körper ist somit keine selbstidentische Materie, sondern ein fortgesetztes und unaufhörliches Materialisieren von, durch historische Konventionen beschränkten, Möglichkeiten:

*„Man ist nicht einfach nur ein Körper, sondern man macht seinen Körper in einem ganz zentralen Sinn, ja man macht ihn anders als seine Zeitgenossen und auch anders als seine körperlichen Vorgänger und Nachfolger (...). Das 'Ich', das seinen Körper ist, ist notwendig ein Modus der Verkörperung, und das, 'Was' es verkörpert, sind seine Möglichkeiten. Aber auch hier ist die Grammatik irreführend, denn die Möglichkeiten, die verkörpert werden, sind dem Prozeß der Verkörperung selbst im Grunde nicht äußerlich oder vorgängig. Als intentional organisierte Materialität ist der Körper immer eine Verkörperung von Möglichkeiten, die durch historische Konventionen sowohl konditioniert wie auch beschnitten sind“ (ebd. 304).*

Mit dieser Perspektive auf den Körper lässt sich sagen, dass 'Frausein' bedeutet, eine Frau geworden zu sein. Es heißt den „Körper zu zwingen, sich einer historischen Idee von Frau anzupassen“ (ebd. 305), heißt den Körper zu einem kulturellem Zeichen zu machen, sich selbst in der gehorsamen Befolgung einer historisch beschränkten Möglichkeit materialisieren und dies als nachhaltiges und wiederholtes körperliches Projekt zu tun. Diese Thesen verdeutlichen, dass es für Butler keineswegs so ist, dass 'Geschlechtsein' bzw. Geschlecht ein Spiel mit unendlichen Möglichkeiten ist. Im Gegenteil ist die Performanz des Geschlechts ein Projekt mit dem Ziel des „kulturellen Überlebens“, welches sich in einer „Nötigungssituation“ (ebd.) vollzieht: „Als Überlebensstrategie ist die Geschlechtszugehörigkeit somit eine Performanz mit deutlich strafenden Folgen“ (ebd.).

Die strafenden Folgen ergeben sich daraus, dass klar abgegrenzte Geschlechterzugehörigkeiten im Rahmen der zeitgenössischen Kultur zur „Humanisierung“ (ebd.) von Individuen dazugehören. Dazu gehört, dass

diejenigen, die die Geschlechtszugehörigkeit nicht richtig vollziehen, bestraft oder unsichtbar gemacht werden. Die schweigende kollektive Übereinstimmung, klar abgegrenzte und polare Geschlechtszugehörigkeiten als kulturelle 'Fiktionen' hervorzubringen und zu reproduzieren, wird gerade durch diese Hervorbringung verdunkelt:

*„Die Autoren der Geschlechtszugehörigkeit werden von ihren eigenen Fiktionen überwältigt, wobei die Konstruktion selbst einen nötigt, an deren Notwendigkeit und Natürlichkeit zu glauben. Die durch verschiedene Körperstile verwirklichte Möglichkeiten sind nichts anderes als diese über Strafen regulierten kulturellen Fiktionen, die unter Zwang abwechselnd verkörpert und verschleiert werden“ (Butler 2002, 306)..*

Während ich in diesem Kapitel das 'natürliche Geschlecht' auf einer erkenntnistheoretischen Ebene als Effekt sozialer Konstruktionen 'entlarvt' habe, setze ich im folgenden Kapitel an der These an, dass die soziale Zweigeschlechtlichkeit eine 'soziale Superstruktur' (Schelsky 1995, 17) darstellt, die auf alle GesellschaftsteilnehmerInnen angewendet wird und die oben beschriebene Nötigungssituation hervorruft. Meine Absicht hier zu betonen, dass die These der sozialen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit (s.o.) zwar einerseits neue Denkräume eröffnet, jedoch andererseits den Zwangscharakter der Konstruktion und deren Anwendung auf Individuen zunächst nicht außer Kraft setzt.

*„Subjects in all research of human behaviour are either females or males. For a psychologist to ask the question: “How are girls different from boys?” overlooks the fact that in order to ask the question, she or he must already know what boys and girls are. Before we can ask questions about gender differences, similarities and development, gender must be attributed. Until now, the process of gender attribution has been taken for granted by most natural or social scientists, but scientists would not be able to talk about differences in the first place unless they know how to classify the incumbents of two categories which they are comparing. And we will never be able to say this is done by making more and more lists of differentiating factors because in order to make these lists we must have already differentiated“ (Kessler/McKenna 1978, 6).*

Das Zitat sagt aus, dass sich alle kulturellen Verhaltensstandards/Konstanten nur in der Form der jeweiligen Geschlechtskonformität etablieren lassen, und das heißt in einer Gesellschaft, die auf der Polarisierung von Geschlechterrollen und der Generalisierung von deren Effekten beruht, gibt es keine Identität und Individualität außerhalb der Geschlechtszugehörigkeit. In einer Gesellschaft, in der die Polarisierung von Geschlechtersrollen ein Grundelement des Sozialen darstellt und ständig 'Wissen' über Alltagstheorien zur 'natürlichen Selbstverständlichkeit' verbreitet wird, müssen sich quasi alle diesem Wissen unterordnen. Dies

beinhaltet die Unumgänglichkeit der Zuordnung einer Person in das zweigeschlechtliche Categoriesystem: Jeder wird geschlechtlich erfasst, keine/r kann sich der strikt binären Codierung entziehen. Zusätzlich gilt, wie bereits oben in einem Butlerzitat verdeutlicht, die 'Regel der Unvereinbarkeit' der sozialen Rolle 'Frau' und 'Mann' anders ausgedrückt: Es ist nicht vorzusehen, dass ein klassifizierter Frauenkörper eine Vergeschlechtlichung zum Mann erfährt oder andersherum.

Die Ansätze des feministischen Poststrukturalismus und der Queertheorie bezweifeln die Natürlichkeit des modernen Geschlechterverhältnisses. Im Gegenteil zu feministischen Theoriemodellen, die weiterhin die Kategorien 'Männer' und 'Frauen' als natürliche Entitäten aufgreifen und festschreiben, beziehen sich poststrukturalistische Modelle auf die historische Genese und soziale Konstruktion des Nationalstaats, der Zweigeschlechtlichkeit und anderer ordnungsstiftender Instanzen. In diesem Kontext hat die Foucault'sche Genealogie eine breite sozialtheoretische Diskussion ausgelöst, auf die ich im nun näher eingehen werde.

### 3. Postmoderne Machtverhältnisse – sexuelle Selbstverhältnisse

Michel Foucault stellt die Analyse der Wirkungsweisen moderner Machtverhältnisse und die sich daraus ableitenden Subjektivierungsweisen der Individuen in den Vordergrund seiner Arbeiten. Damit lassen sich Foucaults Ansätze im Kontext poststrukturalistischer Perspektiven verorten. Diese stellen basale Kategorien der Soziologie, wie z. B. Handlung, Subjekt, Rolle, Gesellschaft und Sozialstruktur, in Frage. Poststrukturalistische Theorien sind, so Stäheli, 'Parasiten' in Bezug auf die etablierten soziologischen Modelle und knüpfen direkt an die Krise der Soziologie der 70er Jahre an. Diese lässt sich hauptsächlich dadurch kennzeichnen, dass einheitsverbürgende Theorien in eine Krise gerieten und zur Disposition stehen. Stäheli beschreibt die Beziehung zwischen postmodernen Theorien und klassischer Soziologie folgendermaßen:

*„ [Die] problematische Lage der Soziologie wird durch poststrukturalistische Perspektiven zugespitzt, da nun gut etablierte Kategorien, welche die Krise der siebziger Jahre noch unbeschadet überstanden hatten, ihre unangefochtene Stellung verlieren. Als weitsichtige Parasiten entziehen die poststrukturalistischen Interventionen ihrem Gastgeber aber nicht die Lebensgrundlage – denn dies würde die eigene Aktivität gefährden. Dennoch ist die zuweilen gespenstige Gegenwart dieser Parasiten nicht folgenlos für die Soziologie. An die Stelle eines stabilen, geschlossenen Gegenstandes wie der Gesellschaft tritt nun eine Untersuchung des Scheiterns der Gegenstandskonstitution - ein Scheitern, das immer auch die Eröffnung neuen Denk(möglichkeiten) beinhaltet“ (Stäheli 2000, 7).*

Die radikalen Kritiken an den soziologischen Grundbegriffen haben erbitterte Gegenstimmen hervorgerufen. Diese werfen poststrukturalistischen AutorInnen vor, dass sie den 'Tod des Subjekts' beschwören, einen 'Antihumanismus' forcieren und in ihren Theorieentwürfen weder einen Subjektbegriff noch die Möglichkeit der politischen Handlungsfähigkeit ausreichend berücksichtigen. Dabei wird von den KritikerInnen übersehen, so Stäheli, dass „es keineswegs um die völlige Aufgabe des Subjekts geht, sondern um die Dekonstruktion der Annahme eines autonom handelnden und selbstidentischen Subjekts“ (ebd. 48).

In diesem Sinne verabschiedet sich auch Foucault von der Idee eines von Macht und Diskursen unabhängigen Subjektkerns und dem sich daraus ableitenden einheitlichen Gesellschaftsbezug: „Statt objektiven Angemessenheitsstandards und individueller Kontinuität finden sich [bei ihm] Unentscheidbarkeit, Diskontinuität und Machtprozesse“ (ebd. 50). Im Vordergrund stehen bei Foucault dabei Überlegungen zu einer Analyse von Regierungstechniken. Diese lassen sich

nicht auf die Technik des politischen Systems reduzieren, sondern bezeichnen ein breites staatliches und nicht-staatliches Feld von Taktiken und Strategien, welche die Lebensführung (governmentality- Perspektive) organisieren. Das Subjekt selbst wird hier nicht mehr als eine 'Einheit' gedacht, welche je nach Kontext unterschiedliches miteinander 'vereinen' muss, aber im Kern gleich bleibt. Die Identität des Subjekts kann vielmehr nicht unabhängig von seiner Einschreibung in verschiedene diskursive Kontexte gedacht werden, die es zugleich hervorbringen. „Das Subjekt wird erst durch den Diskurs als Ort seines Sprechens, Fühlens und Handelns geschaffen. Die Vielfältigkeit der Diskurse ist auch gleichzeitig die Vielfältigkeit des Subjekts“ (ebd. 48). Das Subjekt wird hier also nicht mehr anhand eines vereinheitlichenden Ordnungsprinzips konzipiert, sondern wird in Positionen, die diskursiv festgelegt sind, aufgelöst, die Foucault 'Subjektpositionen' (Foucault 1973,75), nennt. Das Problem des Individuums, welches die Subjektpositionen und die sich daraus ableitenden unterschiedlichen Selbstbeziehungen mit sich vereinen muss, verschwindet demnach bei Foucault, „da er nicht voraussetzt, dass es ein derartiges unproblematisches Subjekt gibt, sondern sich für jeweils partikuläre Subjektivierungstechniken interessiert“ (Stäheli 2000,50).

Subjektivierungsprozesse konstituieren sich demnach nicht über einen einzigen gesellschaftlichen Bereich, der als Basis fungiert, sondern über eine Vielzahl von Mikrotechniken in einem heterogenen Feld von Kontexten. Foucaults Analysen beziehen sich nun darauf, durch welche Machttechniken Identitätsbildungen in Folge der Einnahme von bestimmten Subjektpositionen erfolgen. Dies verdeutlicht er unter anderem am Beispiel der Verwaltung von Wahnsinn, der Entstehung des Gefängnisses und der Herausbildung einer normativen Vorstellung von Sexualität. Die an Foucault angelehnte und unter anderem von Judith Butler verarbeitete innerfeministische Kritik an der feministischen Identitätspolitik ist theoretisch von Foucaults Macht-, Subjekt-, Körper- und Sexualitätstheorien geprägt. Seine Diskursanalyse<sup>26</sup> bildet hier eine Art theoretisches Fundament für die Argumente

---

<sup>26</sup> Der Begriff Diskurs hat mittlerweile vielfältige Konnotationen und theoretische Kontexte, wird inflationär verwendet und besetzt somit kein homogenes Terrain. Das heißt der Begriff Diskurs bzw. Diskursanalyse kennzeichnet nicht nur poststrukturalistische Positionen, sondern eine ganze Palette methodisch- theoretischer Ansätze in den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften, die häufig unter dem Begriff 'Linguistic Term' der Gesellschaftswissenschaften bezeichnet werden (vgl. Marti 1988,42) sowie FN6.

feministisch - poststrukturalistischer Theoretikerinnen gegen die geläufigen feministischen Kategorien.

### 3.1. Foucault: Macht und Sexualität

Foucaults Diskursanalyse hat die Produktion von 'Wissen' in unterschiedlichen Kontexten zum Gegenstand. Der Diskurs ist nach Foucault als eine ordnungstiftende Menge von Aussagen, die zur selben diskursiven Formation gehören, zu verstehen. So bezieht sich der Diskurs 'Sexualität' genauso auf die diskursive Praxis des Sprechens über Sexualität als erotisch es Spiel, wie auf das Sprechen über Sexualität im Kontext von Pornographie, Aufklärungsunterricht oder in Form von medizinischen Diagnosen. All diese unterschiedlichen Bereiche sind jedoch dadurch voneinander getrennt, dass in ihnen unterschiedliche diskursive Regeln darüberherrschen, über was gesprochen werden darf, und was in den Bereich des Unaussprechlichen platziert wird. Das heißt, dass erst die diskursiven Regeln, die Gegenstände, die in einem Diskurs zur Sprache kommen können, die Subjektpositionen, die in ihm eingenommen werden können, die Begriffe, die in ihm verwendet werden können, und die Theorie, die ihn prägen" (Raab 1998, 26), hervorbringen. Wenn Foucault von Subjektpositionen (s.o.) spricht, meint er damit die „als Positionen regulierten Redeweisen, welche den Subjekten erst ermöglichen zu sprechen" (Stäheli 2000, 48). Gleichzeitig wird „der Diskurs (...) zudem Ort, an dem um die Meinungsführerschaft gerungen wird. Der Diskurs ist (...) dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, derer man sich zu bemächtigen sucht" (Foucault 1974, 11).

Das spezifische der Diskursanalyse ist, dass von einer Verbindung zwischen Macht, einer spezifischen Diskursformation und der Produktion von Wahrheit ausgegangen wird. Die zentrale Frage lautet deshalb: Welcher Machttyp vermag Diskurse der Wahrheit zu produzieren? Welche Diskurse können sich als 'wahre' Diskurse durchsetzen und welche möglichen Subjektpositionen haben sie zu bieten? Wie bedingensich wahre und unwahre Diskurse?

Eine zentrale Instanz der 'Wahrheitsproduktion' im Kontext moderner Gesellschaftssysteme stellen in Foucaults Ausführungen die modernen Wissenschaften dar. In 'Überwachen und Strafen' verfolgt Foucault deshalb die Geschichte der Körper und der Disziplinen zurück. Der 'Wille zum Wissen' zeigt die Genealogie der Wissenschaft über die Sexualität. Beide Werke, auf die ich

mich im Folgenden hauptsächlich beziehe, untersuchen die Geschichte des Subjekts im Bedingungskreis von Machttechniken und Wissensproduktionen. Um diesen Kreislauf in bezug auf die Analyse (post)moderner Geschlechterverhältnisse nachzuzeichnen, gehe ich zunächst auf die Frage ein, was Foucault eigentlich unter Macht- (Verhältnissen) versteht und wie diese mit der Konstruktion von Diskursen über Sexualität und den daraus hervorgehenden Subjektpositionen zusammenhängen.

### *Macht, Wissen, Sexualität*

Wenn Foucault davon spricht, dass Sexualität Teil eines Diskurses, also ein 'diskursives Produkt' ist, so bestreitet er damit nicht, dass Sexualität existiert und von enormer Wichtigkeit ist. Sein Ziel besteht aber nicht darin, herauszufinden was „die heilsbringende Wahrheit, die Befreiung oder der gute Sex“ (Foucault 1983, 16) ist. Vielmehr will er analysieren, wie der 'Wille zum Wissen', also die Suche nach der sexuellen 'Wahrheit', mit den Machtformen moderner Gesellschaften verschränkt ist. Seinen Ausgangspunkt stellt dabei die Beobachtung dar, dass Sexualität in der abendländischen Zivilisation eine solche Wichtigkeit hat, dass sie immer wieder problematisiert, thematisiert und in Frage gestellt wird: „Möglicherweise reden wir mehr vom Sex als von jeder anderen Sache, (...) wir glauben, dass uns das Wesentliche dauernd entgeht und wir darum stets aufs Neue seine Spur aufnehmen müssen“ (ebd. 46). Von allen Wissensdiskursen wurde der Diskurs über die Sexualität derjenige, der seit dem Mittelalter am meisten „studiert, erfragt, zum Geständnis gezwungen, ans Tageslicht und in den Diskurs gezogen und in Lobpreisungen besungen“ (ebd. 166) wurde.

Den Anfang für Foucaults Thesen zur Etablierung des Sexualitätsdiskurses bildet die Kritik an sexualtheoretischen Positionen, die sich ab Mitte der 1960er Jahre im Rekurs auf psychoanalytische Deutungsmuster und marxistische Denktraditionen formierten. Er unterstellt diesen Theorien nicht nur, dass sie davon ausgehen, dass ein natürlicher Kern von Sexualität existiert, sondern ebenso, dass sie Macht im Wesentlichen im Modus der Unterdrückung beschreiben und damit ein Sprechen über 'den Sex' als zu befreienden Sex (Repressionsthese) vorantreiben. Die Diskurse im Namen der Repression gehören für Foucault zu den

hegemonial gewordenen Diskursformationen der modernen Macht und stellen die bestehenden Machtverhältnisse nicht in Frage, sondern bestätigen sie. Dennoch wird an vielen Stellen deutlich, dass Foucault die Unterdrückung von Sex nicht leugnet, vielmehr fragt sich, ob „man die Analyse zwischen sexuellen Macht, Wissen und Sexualität am Begriff der Repression ausrichten **müsse**“ (Raab 1998, 51, Hervorh. S.W.).

*„Wer diese Sprache spricht, entzieht sich bis zu einem gewissen Punkt der Macht, er kehrt das Gesetz um und antizipiert ein kleines Stück der Freiheit. (...) Den Mächtigen widersprechen, die Wahrheit sagen und den Genuss versprechen; Aufklärung, Befreiung und vervielfachte Wollüste aneinander binden; einen Diskurs halten, in dem die Wissensbegierde, der Wille zur Änderung des Gesetzes und der erhoffte Gartender Lüste verschmelzen“ (Foucault 1983, 15).*

Um moderne Machtformen zu charakterisieren, differenziert Foucault zwischen der Macht in der Moderne<sup>27</sup> und der Macht im klassischen Zeitalter. Mit Hilfe dieser Unterscheidung kann er darlegen, welche neue Gestalt die Macht im sich modernisierendem Europa annimmt, und welche Transformationen in Bezug auf Machtformen sowie auf die Wirkungsweisen der Macht sich historisch ergeben haben. Ein herausragendes Merkmal der Macht in der Moderne ist, dass sie nicht mehr an eine Person, eine Institution oder einen Souverän gebunden ist. Macht ist in der foucaultschen Perspektive kein „allgemeines Herrschaftssystem, das von einem Element, einer Gruppe gegen die andere aufrechterhalten wird und das in sukzessiver Zerteilung den ganzen Gesellschaftskörper durchdringt“ (Foucault 1983, 113). Macht ist weniger die „Souveränität eines Staates, noch die Form des Gesetzes, noch die globale Einheit einer Herrschaft“ (ebd. 113), sondern:

*„die Vielfaltigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verkehrt, verstärkt, die Stützen die diese Kräfteverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketteln- oder die Verschiebung und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern.“*

---

<sup>27</sup> Mit 'Moderne' ist der seit dem 16. Jahrhundert sich vollziehende und bis heute nicht abgeschlossene Modernisierungsprozess in Europa gemeint, dessen Kern die Freisetzung des Individuums aus den bestehenden ökonomischen, sozialen und ideologischen Kontexten ist. Diese Freisetzung erzeugt „einen Integrationsbedarf auf ökonomische und sozialem Gebiet und einen Legitimationsbedarf auf ideologischem Gebiet (...): Das Einsetzen der Freiheit des Individuums als Grundwert produziert in der gleichen Bewegung einen Mangel und den Zwang zum Ausgleich dieses Mangels“ (Engelmann 1990, 9).

Dabei gibt die Macht in ihrem Wirken ein Erkenntnisrastr für das gesellschaftliche Feld" (ebd. 114). Dieses Wirken geht nach Foucault nicht von einem Machtzentrum aus, sondern äußert sich „in dem bebenden Sockel der Kräfteverhältnisse, die durch ihre Ungleichheit unablässig Machtzustände erzeugen, die immer lokal und instabil sind" (ebd. 114).

Ein weiteres Charakteristikum moderner Machtverhältnisse ist nach Foucault, dass es in modernen Gesellschaften keine machtfreien Räume mehr gibt. Daraus folgt, dass Macht allgegenwärtig ist, und zwar „nicht weil sie das Privileg hat, (...) alles zu versammeln, sondern weil sie sich in jedem Augenblick und an jedem Punkt – oder vielmehr in jeder Beziehung zwischen Punkt und Punkt erzeugt" (ebd. 113). Wie ist es zu verstehen, dass wir im Alltag den noch Machtverhältnisse oftmals als starre Einheiten wahrnehmen und von 'der Macht' als fixierte Größe sprechen?

Foucault bezeichnet diese Wahrnehmung als einen 'Effekt' der Macht, welcher durch routinierte Handlungsabläufe im Alltagshandeln, Wiederholungen und Geständnisrituale (s.u.) entsteht: „'Die Macht' mit ihrer Beständigkeit, Wiederholung, Trägheit und Selbsterzeugung ist nur der Gesamteffekt all dieser Beweglichkeiten, die Verkettung, die sich auf die Beweglichkeit stützt und die sie wiederum festzumachen sucht" (Foucault 1983, 114).

Im Gegensatz zu Theorien, die von einem Machtzentrum ausgehen, betont Foucault hier, dass Macht in Form von Beziehungen auftritt und von Individuen oder Gruppen aktiv angeeignet wird. Sie ist also keine Ressource, die vollständig von einzelnen oder einzelnen Gruppen besessen wird:

"Die Macht ist nicht eine Institution, ist nicht eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtigen. Die Macht ist der Name, den man in einer strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt. Weder die regierenden Kasten, noch die Gruppen, die die Staatsapparate kontrollieren, noch diejenigen, die die wichtigsten ökonomischen Entscheidungen treffen haben das gesamte Macht- und Funktionsnetz einer Gesellschaft in der Hand" (Foucault 1983, 114).

### *Widerstand*

Nach Foucault zeichnete sich Macht neben ihrer Beziehungsförmigkeit weiter durch ihre Allgegenwärtigkeit aus. Trotzdem und gerade darum geht Foucault davon aus, dass Widerstand zur Macht möglich ist, auch, wenn dieser niemals außerhalb der Macht liegen kann. Widerstand ist „keine Negativform“ (Foucault 1983, 117) der Macht, sondern existiert selbst „nur im strategischen Feld der Machtbeziehungen (...). Die Widerstände sind in den Machtbeziehungen die andere Seite, das nicht wegzudenkende Gegenüber“ (ebd. 117). Für den feministischen Poststrukturalismus bedeutet diese Perspektive, dass Widerstand überall stattfinden kann:

„Wie das Netz der Machtbeziehungen ein dichtes Gewebe bildet, das die Apparate und Institutionen durchzieht, ohne an sie gebunden zu sein, so streut sich die Aussaat der Widerstandspunkte quer durch die gesellschaftlichen Schichtungen und individuellen Einheiten. Und wie der Staat auf der institutionellen Integration der Machtbeziehungen beruht, so kann die strategische Codierung der Widerstandspunkte zur Revolution führen“ (ebd. 117).

Moderne Machtformen äußern sich sowohl in persönlichen Beziehungen als auch zum Beispiel in Form von Kriegen, welche ebenso nicht mehr im Namen eines Souveräns, der zu verteidigen ist, geführt werden, sondern im Namen 'der Existenz aller'. Die moderne Macht präsentiert sich indes in dieser Logik jedoch nicht als Tötungs- oder Vernichtungsinanz, sondern tritt als 'Verwaltung des Lebens' in das Spiel der Machtbeziehungen ein:

„Man stellt ganze Völker auf, damit sie sich im Namen der Notwendigkeit ihres Lebens gegenseitig umbringen. (...) Gerade als Verwaltung des Lebens und Überlebens, der Körper und der Rasse, haben so viele Regierungen in so vielen Kriegen so viele Menschen töten lassen. (...) Die atomare Situation ist heute der Endpunkt dieses Prozesses: die Macht, eine Bevölkerung dem allgemeinen Tod auszusetzen, ist die Kehrseite der Macht, einer anderen ihr Überleben zu sichern. (...) Auf dem Spiel steht nicht mehr die juristische Existenz der Souveränität, sondern die biologische Existenz einer Bevölkerung. Wenn der Völkermord der Traum der modernen Mächte ist, so nicht aufgrund einer Wiederkehr des alten Rechts zu Töten, sondern neben weil sich die Macht auf der Ebene des Lebens,

der Gattung, der Rasse und der Massenphänomene der Bevölkerung abspielt“ (Foucault 1983, 164).

Das Zitat verdeutlicht, dass sich, moderne Machtformen primär dadurch auszeichnen, dass sie das „alte Recht, sterben zu machen oder Leben zu lassen“ (Foucault 1983, 65, Hervorh. im Original) abgelöst haben. Das klassische Tötungsprinzip wird somit heute durch eine Macht repräsentiert, die sich selber dadurch auszeichnet „Leben zu machen oder in den Tod zu stoßen“ (ebd.) und damit, wie das Beispiel jüngster Kriege zeigt, nicht weniger tödlich ist. Was sich komplementär dazu auch geändert hat, ist die Wirkungsweise der Macht: Sie richtet sich nun auf die Körper, das Leben und dessen Ablauf und wirkt nicht mehr nur repressiv, sondern auch produktiv.

### 3.2. Sexualitätsdispositive als Strategie der Biopolitik

Die produktive, moderne Macht entwickelt sich nach Foucault in Gestalt von zwei Machttechniken, der **Disziplinarmacht** und der **Biopolitik** der Bevölkerung. Beide Machttypen haben sich nach Foucault seit dem 17. Jahrhundert entwickelt und bilden keine Gegensätze. Die Disziplinarmacht ist „um den Körper als Maschine zentriert“ (Foucault 1983, 166) und zielt auf dessen „Dressur, die Steigerung seiner Tätigkeiten, die Ausnutzung seiner Kräfte, das parallele Anwachsen seiner Kräfte und (...) seiner Nützlichkeit und seiner Gelehrigkeit, seine Integration in wirksame ökonomische Kontrollsysteme“ (ebd. 166). Der zweite Pol, der sich etwa später - etwa Mitte des 18. Jahrhunderts - gebildet hat, ist die 'Biopolitik' der Bevölkerung. Bio-Politik beruht auf einer Vorstellung von Bevölkerung, nach der es gilt, diese als zugleich politisches, wissenschaftliches und biologisches Phänomen zu regulieren, um das Leben einer Population zu optimieren. Die seit Ende des 18. Jahrhunderts verstärkte Tendenz zur Verstaatlichung der als 'Biomasse' gedachten Bevölkerung zeigt sich besonders deutlich in den staatlichen Eingriffen zur Regulierung der generativen Reproduktion der Bevölkerung. Die Biopolitik zentriert sich dabei um den sog. Gattungskörper. Ihre Ziele bestehen darin, über Mechanismen der subjektiven Unterwerfung die Zusammensetzung der Bevölkerung zu bestimmen. „Die Fortpflanzung, die Geburtenrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit wurden zum Gegenstand

eingreifender Maßnahmen und regulierender Kontrolle“ (Foucault 1991, 166). So ist beispielsweise der Paragraph 218 ein strafrechtliches Instrument staatlicher Bevölkerungspolitik, das die Privatangelegenheit einer Schwangerschaft staatlich reguliert. Ergänzt ist er durch eine ganze Reihe staatlicher (Mutterpass, Arbeitsschutz etc.) und substaatlicher Institutionen wie den medizinischen Einrichtungen, Pränataldiagnostik, Vorsorge, Schwangerschaftsgymnastik, die Inpflichtnahme der ÄrztInnen für die Schwangerschaftskonfliktberatung etc., den Krankenkassen usw. Diese Institutionen wiederum wirken zusammen mit der vermeintlich privaten Institution der Familie. Disziplinarmacht und die Biopolitik verknüpfen sich im 19. Jahrhundert zu einer Machtform, die Foucault als Bio-Macht bezeichnet:

*„Die Disziplin des Körpers und die Regulierung der Bevölkerung bilden die beiden Pole, um die herum die Macht zum Leben organisiert ist: Die Installation dieses großen doppelgesichtigen-anatomischen und biologischen, individualisierenden und spezifizierenden, auf Körperleistungen und Lebensprozesse bezogenen Technologie charakterisieren eine Macht, deren höchste Funktion nicht mehr das Töten, sondern die vollständige Durchsetzung des Lebens ist (Foucault 1991, 166).“*

Die Bio-Macht ist für Foucault ein „unerlässliches Element bei der Entwicklung des Kapitalismus, der ohne kontrollierte Einschaltung der Körper in die Produktionsapparate und ohne Anpassung der Bevölkerungspänomene an die ökonomischen Prozesse“ (Foucault 1991, 68) nicht möglich gewesen wäre. Doch wie lässt sich die Unterwerfung der Individuen unter die Biomacht erklären? Wie ist es möglich, dass sie sich etablieren konnte und kann ohne massive Widerstände auszulösen? Diese Frage lässt sich beantworten, wenn wir beachten, dass nach Foucault „der Angriffspunkt und das Operationsfeld der Biomacht der lebende Körper ist“ (Foucault 1998, 168). Obwohl man schon im klassischen Zeitalter versuchte, den Körper zu dressieren, zu manipulieren und zu formen, indem man ihm Zwänge, Verpflichtungen und Verbote auferlegte, lassen sich seit dem 18. Jahrhundert spezifische Modifizierungen hinsichtlich der Körperkontrolle notieren: Behandelte man zuvordie Masse der Körper unterschiedslos, so visierte man bei der Biomacht eine Bearbeitung im Detail, „über reinen exakt abgestimmten Zwang, der nicht mehr sporadisch, sondern permanent ausgeübt wird“ (Bühmann 1995, 29) an.

Die Technik der Biomacht, welche die Kontrolle der Körper und ihre permanente Unterwerfung ermöglichen, sind den Institutionen angepasst, die sie hervorbringen: Fabriken, Hospitäler, Gefängnisse, Militär, Psychiatrien. Bei der Kontrolle der Körpertätigkeiten geht es darum, eine permanente Machtausübung zu installieren, um die Körperkräfte möglichst effektiv nutzbar zu machen. So etablierte sich beispielsweise eine bestimmte Raum- und Zeitaufteilung in Asylen, Fabriken, Armenhäusern etc. Diese wurden zu Institutionen der Einschließung, in denen Menschen in Ordnung und Disziplin gehalten, die Arbeitkräfte kontrolliert, die Materialien und Werkzeuge geschützt werden sollten. „Im parzellierten Disziplinarraum sollte jedem Individuum ein Platz und jedem Platz ein Individuum zugeordnet werden“ (Bühmann 1995, 30). Die Disziplinarmacht (als Teil der Biomacht) beschränkte sich dabei aber nicht nur auf eine räumliche und zeitliche Strukturierung der Einspannung von Individuen, sondern etabliert sich ebenso durch ein „minutiös durchdachtes Zeitgitter mit dem Ziel Individualitäten zu fabrizieren und so bürgerliche Unordnung und die ungeordnete Vielfalt zu bekämpfen“ (ebd. 32).

In diesem Kontext taucht bei Foucault wieder der Begriff der 'Sexualität' auf und gewinnt in Hinblick auf die Bevölkerungsregulierung eine neue Bedeutung:

*„Der Ausdruck ist ziemlich spät aufgetaucht, am Anfang des 19. Jahrhunderts. Das ist eine Tatsache, die weder unterschätzt, noch überinterpretiert werden darf. Sie signalisiert nicht bloß eine Änderung des Vokabulars, sie markiert aber auch nicht plötzlich die Entstehung dessen, worauf sich der Ausdruck bezieht. Der Gebrauch des Wortes hat sich vielmehr erst im Zusammenhang mit anderen Phänomenen etabliert. Eine zentrale Funktion spricht Foucault hierbei der Wissenschaft zu, welche verschiedene Erkenntnisbereiche entwickelte, die die biologischen Mechanismen der Reproduktion wie auch die individuellen und sozialen Varianten des Verhaltens betreffen“ (ebd. 244).*

Das neue Sprechen über Sexualität ereignet sich zeitgleich mit dem Einsetzen von teils traditionellen, teils neuen Regeln und Normen, die sich auf religiöse, juristische, pädagogische, ärztliche Institutionen stützen. Parallel dazu vollziehen sich Veränderungen in der Art und Weise, in der, die Individuen ihrem Verhalten, ihren Pflichten und Lüsten, ihren Gefühlen und Empfindungen, ihren Träumen Sinn und Wert beizulegen gehalten sind“ (ebd. 245). Es ereignet sich, anders ausgedrückt, eine in der abendländischen Gesellschaften grundlegende Erfahrung, die

*„die Individuen dazu brachte, sich als Subjekte einer Sexualität anzuerkennen, und die in sehr verschiedene Erkenntnisbereiche mündet und sich an ein System von Regeln und Zwängen anschließt, (...) wenn man unter Erfahrung die Korrelation versteht, die in einer Kultur zwischen Wissensbereichen, Normativitätstypen und Subjektivierungsformen besteht“ (ebd).*

Um die Geschichte der Sexualität als eine 'historisch besondere Erfahrung' greifbar zu machen, stellt Foucault in seinen Werken unterschiedliche Machtachsen in ihrem je eigenen Charakter und in ihrer Verschränkung zueinander heraus. Er zeigt zum Beispiel, wie die „Besorgtheit um den Sex“ (Foucault 1983, 127), aufgrund der Kontrolle des Fortpflanzungsverhaltens, der Geburtenkontrolle etc. seit dem 18. Jahrhundert immer weiter um sich gegriffen hat. Es handelt es sich bei diesen Strategien weder um „eine Strategie, die Sexualität in den Griff zu kriegen“, noch um „einen Kampf gegen die Sexualität“, sondern um die diskursive „Produktion der Sexualität“ (Foucault 1983, 27). Wenn Foucault die Disziplinierung der Körper und ihre Unterwerfung unter die Kräfte der Biomacht verständlich machen will, dann steht also nicht die Sexualität an sich, sondern unser 'Wissen' über Sexualität und ihre Wirkung auf die Körper im Vordergrund.

„Die Sexualität ist (...) ein großes Oberflächennetz, auf dem sich die Stimulierung der Körper, die Intensivierung der Lüste, die Anreizung zum Diskurs, die Formierung der Erkenntnisse, die Verstärkung der Kontrollen und der Widerstände in ein großes Wissens- und Machtregime miteinander verkettet“ (ebd. 127, 128). Die moderne Macht ruft also die Sexualität erst auf den Plan und setzt sie als expansiven Sinn ein, den sie immer wieder unter Kontrolle bringen muss, damit er ihr nicht entwischt: „Die Sexualität ist ein Effekt mit Sinnwert“ (ebd. 176) und bildet das Scharnier zwischen den zwei Säulen der Biomacht, der Disziplinarmacht und der Biopolitik. Einerseits gehört sie zu den Disziplinen des Körpers: Dressur, Intensivierung und Verteilung der Kräfte, Abstimmung und Ökonomie der Energien. Andererseits hängt sie aufgrund ihrer Globalwirkungen mit der Bevölkerungsregulierung und der eigenen Subjekthaftigkeit zusammen. Durch die Verschränkung dieser beiden Machttypen gibt die Sexualität auf der Mikroebene Anlass zu unendlichen kleinlichen Überwachungen, zur Kontrolle aller Augenblicke, zu äußerst gewissenhaften Raumordnungen, zu endlosen medizinischen oder psychologischen Prüfungen: zu einer ganzen Mikro-Macht über den Körper. Sie gibt aber auch Anlass zu umfassenden Maßnahmen, zu

statistischen Schätzungen, zu Eingriffen in ganze Gruppen oder in den gesamten Gesellschaftskörper: „Der Sex eröffnet den Zugang sowohl zum Leben des Körpers wie zum Leben der Gattung. Er dient als Matrix der Disziplinen und als Prinzip der Regulierung“ (Foucault 1991, 174). Aus diesem Grund wird die Sexualität seit dem 19. Jahrhundert „bis ins kleinste Detail der Existenzen hinein verfolgt; (...) sie wird zum Chiffre der Individualität, (...) was zugleich ihre Analyse erlaubt und ihre Dressur ermöglicht“ (Foucault 1983, 174).

Mit Foucaults Ansatz, die Sexualität als 'historische Erfahrungen' zu betrachten, lassen sich die Prozesse in den Blick nehmen, in denen wir zu sexuellen Subjekten werden,

*„in denen die Individuen selber dazu gebracht werden, sich als sexuelle Subjekte anzuerkennen (...). Damit meine ich eine Analytik der Praktiken, durch die die Individuen dazu verhalten worden sind, auf sich selbst zu achten, sich als Begehrenssubjekte zu entziffern, anzuerkennen und einzugestehen und damit zwischen sich und sich selbst ein gewisses Verhältnis einzuleiten, das sie im Begehren die Wahrheit ihres natürlichen oder gefallenen-Seins entdecken lässt“ (Foucault 1986, 246).*

Es lässt sich somit „das Regime von Macht-Wissen-Lust in seinem Funktionieren und in seinen Gründen bestimmen“, das unserem Diskurs über die menschliche Sexualität zugrundeliegt (ebd. 21). Dabei distanziert sich Foucault immer wieder von der Auffassung, dass es eine 'übergeschichtliche', 'überkulturelle', 'eigentliche' oder 'wahre' Sexualität gibt und betont, dass Sexualität immer schon eine kulturelle Größe ist. Diese These grenzt sich von einer auch durchaus gängigen Perspektive ab, in der Sexualität in den Individuen und als vorkulturelle Größe aufgefasst wird und wird ebenso von feministischen Autorinnen vertreten. So schreibt etwa Hark:

„Im Unterschied zu Siguschs These eines irreduziblen Sexualrests (Sigusch 1988, 14), der die Geschichte der Sexualität als die Geschichte ihrer gesellschaftlichen Form und als Begriff übersteigt, behaupte ich, (...) dass Sexualität nicht existiere, würde sie nicht gewusst. Damit soll nicht die Realität von Sexualität bestritten werden, sondern die ganz andere Behauptung, dass sie sichtbar außerhalb jeder diskursiven Bedingung des Auftauchens, etwa als innerster, authentischer Kern des Individuums konstituieren könnte. Denn die Frage ist nicht, ob es Sexualität gibt. Natürlich gibt es sie. Die Frage ist vielmehr, wie gibt es sie: als wesensmäßige, überhistorische und/oder transkulturelle

Erfahrung, oder als Effekt der Formierung und Verschränkung verschiedener Wissensbereiche, als subkulturelle Lebensform oder politischer Identitätsentwurf“ (Hark 1999, 68).

### 3.3. Moderne Politik des Sexes

Um die Frage zu beantworten, wieso das Sprechen über Sexualität in modernen Gesellschaften so einen hohen Stellenwert einnehmen konnte, führt Foucault den Begriff des 'Sexualitätsdispositivs' in Abgrenzung zum 'Allianzdispositiv' ein. Das Sexualitätsdispositiv baut sich dabei in den abendlichen Gesellschaften auf dem sog. Allianzdispositiv auf. Letzteres hat die Sexualbeziehungen in jeder Gesellschaft durch „stabilisierende Zwangsmechanismen“ (ebd. 128) wie „ein System des Heiratens, der Festlegung und Entwicklung der Verwandtschaften, der Übermittlung von Namen und Gütern“ (ebd.) geregelt und verliert in dem Maß an Bedeutung, wie die „ökonomischen Prozesse und die politischen Strukturen in ihm kein angemessenes Instrument oder keine hinreichende Stütze mehr finden“ (ebd.). Das Allianzdispositiv steht in der Funktion, das Spiel der Beziehungen zu reproduzieren und ihr Gesetz aufrechtzuerhalten und ist bei der Weitergabe oder dem Umlauf der Reichtümer eng an die Ökonomie angeschlossen. Das Sexualitätsdispositiv ist dagegen nach Foucault an die Ökonomie durch zahlreiche und subtile Stationen, deren wichtigste aber der Körper ist, der „produzierende und konsumierende Körper (Foucault 1983, 29)“, den es immer „detaillierter vermehrt, erneuert, zusammenschließt, durchdringt“ (ebd.), angeschlossen. Das Sexualitätsdispositiv hat das Allianzdispositiv keineswegs zum Verschwinden gebracht, sondern sich auf dessen Hauptachsen (Mann/ Frau, Eltern/ Kinder) entwickelt:

*„Im Zusammenhang mit der neuen Pastoraltheorie und in den Seminaren, Kollegien und Klöstern ist man von einer Problematik der Beziehungen zu einer Problematik des Körpers, der Natur der Empfindung, der Natur der Lust, der geheimsten Regungen, Bewegungen der Begehrlichkeit, der subtilen Formen der Ergötzung (...). Es war die Sexualität, die sich dort aus einer Machttechnik entwickelte, die ursprünglich auf die Allianz eingestellt war. Dabei kommt der Familie die Funktion zu, Allianz und Sexualität zu verschränken, sie ist der 'Umschlagplatz' zwischen Sexualität und Allianz, sie führt das Gesetz in der Dimension des Juridischen in das Sexualitätsdispositiv ein und transportiert umgekehrt die Ökonomie der Lust und die Intensität in das Allianzsystem“ (Foucault 1983, 131).*

Die Familie ist aus dieser Perspektive seit dem 18. Jahrhundert der legitime, obligatorische Ort von Empfindungen, Gefühlen, Liebe und Sexualität: Die Eltern und die Eheleute werden in der Familie die Hauptagenten eines Sexualitätsdispositivs, das sich außen auf die Ärzte, die Pädagogen, später die Psychiater stützt und das im Inneren die Allianzbeziehungen dubliert und als bald 'psychologisiert' und 'psychiatrisiert' (Foucault 1983, 133). Die neue diskursive Ordnung, die „die auf Abwege geratende Allianz mit der anormalen Sexualität“ (ebd. 133) verbindet, ruft neue Subjektpositionen hervor:

*„... die nervöse Frau, die frigide Gattin, die gleichgültig oder von mörderischer Obsession gequälte Mutter, der impotente, sadistische oder perverse Gatte, die hysterische oder neurasthenische Tochter, das frühreife und bereits erschöpfte Kind, der junge Homosexuelle, der die Ehe verweigert oder seine Frau vernachlässigt (ebd. 133).“*

Diese neuen Positionierungen führen die „Störung der Sexualität in die Ordnung der Allianz ein und erlauben dem System der Allianz, seine Rechte im Bereich der Sexualität zur Geltung zu bringen“ (ebd. 133). Im Kontext des auf dem Allianzdispositiv aufbauenden Sexualitätsdispositivs ändert sich das Sprechen über den Sex insofern, als dass die Diskurse über Sexualität nun in medizinische Begriffe übertragen werden. Im Rahmen der 'Sorge um das Leben' (s.o.) werden so empirische, wissenschaftliche Klassifikationen der sexuellen Aktivität auch außerhalb der Familie vorgenommen.

*„Diese Standen zunächst noch im Schatten religiöser Diskurse, die 'das Fleisch', die Moral und die Sünde miteinander verbanden. Aber nach und nach begannen Demographen und Polizeibehörden Dinge wie Prostitution, Bevölkerungsstatistik und Krankheitssverbreitung zu erforschen. Das Reden über den Sex wandelte sich somit von der 'Verurteilung' zur 'Verwaltung' (ebd. 137).“*

Foucault konzipiert hier die Familie als eine zentrale Institution, die die sexuellen Beziehungen und Identitäten der Individuen strukturiert. Diese Perspektive ermöglicht, wie ich nun beschreiben werde, zugleich eine Analyse des Zusammenwirkens von moderner Kleinfamilie, sexuellen Beziehungen und Nationalisierungsprozessen.

*Die nationalisierende Funktion des Sexes*

Keine Nation, so Balibar, hat eine gegebene ethnische Basis (Balibar 1990, 115). Sie muss sich daher permanent als nationale Gemeinschaft schaffen. Bei der Schöpfung und fortwährenden Neuschöpfung „national gekennzeichnete Gemeinschaften“ (Wallerstein 1990, 45) nehmen nach Wallersteins Institutionen Familie und Schule eine zentrale Funktion ein. Sie helfen, die einheitsstiftenden Wirkungen zu erzeugen, durch die das Volk als ein Volk erscheint. Die Schaffung einer fiktiven Ethnizität artikuliert sich dabei sowohl über die Vorstellung einer einheitlichen Sprachgemeinschaft als auch über die einer rassistischen Gemeinschaft. Dem allgemeinen Schulbesuch kommt für die Konstituierung von Ethnizität als Sprachgemeinschaft zentrale Bedeutung zu: Hier wird kompetenter Umgang mit der Muttersprache vermittelt; eine Vermittlung, die der Unterfütterung der gesamten Sozialisation der Individuen als Subjekte einer Sprachgemeinschaft mit dem Ideal eines gemeinsamen sprachlichen Ursprungs dient. Um die Grenzen einer Sprachgemeinschaft jedoch an den Grenzen eines Volks als Nation festmachen zu können, bedarf es der Ergänzung durch ein Prinzip der Ausgrenzung und Abschließung. Dieses Prinzip, so Balibar, ist die „rassistische Gemeinschaft“ (Balibar 1990, 122).

Mit dem Heraufkommen der Nation-Form entwickelt sich eine moderne Vorstellung von Rasse, die die Individuen der Fiktion eines gemeinsamen Ursprungs unterwirft. Die Vorstellung der Übermittlung einer biologischen und geistigen Substanz von Generation zu Generation wird dabei von den privaten Genealogien (traditionelle Systeme der Stammeszugehörigkeit etc.) in die Idee des Volkes als nationaler Verwandtschaftskreis übersetzt. Die Identifikation der Individuen als Subjekte einer nationalen Gemeinschaft geschieht nach Balibar durch die Nationalisierung der Familie: Familiäres Privatleben und staatliche Biopolitik bilden sich gleichzeitig heraus, wobei letztere in ersterem ihren zentralen Einsatzort findet. Aus dieser Perspektive ist die Intimität der modernen Familie genau das Gegenteil einer autonomen Sphäre, vor der die staatlichen Strukturen Halt machen würden. Sie ist die Sphäre, in der die Beziehungen zwischen den Menschen unmittelbar mit einer staatsbürgerlichen Funktion befrachtet und durch die staatliche Unterstützung ermöglicht werden, angefangen bei den Geschlechterbeziehungen, die auf Fortpflanzung ausgerichtet sind (Balibar 1990, 124). Der Aspekt, dass Geschlechterbeziehungen im Kontext staatlicher und 'privater' Biopolitik auch eine nationalisierende Funktion haben, wurde und wird,

wie bereits im ersten Kapitel verdeutlicht wurde, von we iten Teilen der FrauenLesbenbewegung zu wenig beachtet. Nira Yuval-Da visschreibthierzu:

*„Die meisten der Diskussionen über die reproduktiven Rechte der Frauen – wenigstens bis zum letzten Jahrzehnt – haben sich auf die Auswirkungen konzentriert, die das Vorhandensein oder das Fehlen dieser Rechte für die Frauen als Individuen haben. So gab es zum Beispiel Diskussionen darüber, wie diese Rechte die Gesundheit von Frauen beeinflussen; wie sie ihr Arbeitsleben und die Aufstiegschancen beeinflussen (...). Frauen werden jedoch oft nicht [nur] als Individuen, Arbeiterinnen und/oder Ehefrauen, sondern als Angehörige konkreter nationaler Gemeinschaften dazugedrängt, Kinder zu bekommen oder nicht“ (Yuval-Da vis 2001, 42).*

Der Paragraph 218 kann im Zusammenwirken mit der ideellen und materiellen Aufwertung des Mutterstatus und den steuerpolitischen Maßnahmen zur Abstützung der bürgerlichen Kleinfamilie nach Rebutisch als Teil des Versuchs interpretiert werden, die Steigerung der 'eigenen,' und das heißt der nationalen Geburtenrate zu erzielen:

*„Dieser Versuch ist das Gegenstück einer rassistisch-nationalistischen Bevölkerungspolitik, die national unter Schlagwörtern wie Belastungsgrenze, Überfremdung etc. Abschiebungen vornimmt, die Möglichkeiten zum Nachzug der Angehörigen von MigrantInnen diskriminierenden Auflagen unterwirft und international versucht, die Katastrophe Überbevölkerung in der Dritten Welt über Verhütungsmittelprogramme in den Griff zu bekommen“ (Rebutisch 1994, 13).*

Dass die alltägliche und die generative Reproduktion ein er fiktiven Ethnizität untergeordnet ist, die jeder Bevölkerungspolitik immanent ist, markiert im Kontext der Biopolitik eine Schnittstelle, an der sich Sexismus und Rassismus unmittelbar verknüpfen. Wenn die Institution der Familie einer der zentralen Orte ist, an denen die juristischen, ökonomischen, pädagogischen und medizinischen Mechanismen zum Einsatz kommen, über die der Staat vermittelt ist, ist ihr Erhalt ein entscheidender Teil der Basis für die Hegemonie des Nationalismus. Dies erklärt, warum Frauenunterdrückung, heteronormative Zweigeschlechtlichkeit und Nationalismus sich gegenseitig bedingen und warum andere sexuelle und geschlechtliche Identitäten als abnormal gekennzeichnet und ausgegrenzt werden<sup>28</sup>.

---

<sup>28</sup>Die Analyse der Verschränkung von Nationalismus, Sexismus und Heterosexismus lässt sich in Michel Foucaults Werken zwar an vielen Stellen herausleuchten, wird aber leider an keiner Stelle explizit gemacht. Wenn ich im folgenden weiter auf Foucaults Analysen zu Sexualität als konstitutivem Bestandteil biopolitischer Interventionen eingehe, so bitte ich darum stets die Hegemonie des Nationalistaats mitzudenken.

### 3.4.Selbsttechnologien

Der Sex wird nach Foucault in der modernen Gesellschaft zu einer Sache der öffentlichen Gewalt, er erfordert Verwaltungsprozeduren, er muss analytischen Diskursen anvertraut werden. Nach Foucault wird „der Sex im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einer Angelegenheit der Polizei“ (Foucault 1983,36). Die Sexualität als eigenständiger Diskurs bildete sich in Verbindung mit Macht/Wissensdiskursen und -Techniken zu Beginn des 18. Jahrhunderts als eine Form der Biopolitik heraus. Während, wie gerade beschrieben, einerseits die öffentliche Hand den Sex verwaltet, wurde ein an Normen ausgerichtetes Sexualverhalten auch zu einer wichtigen Form der Selbsttechnologie. Eine Selbsttechnologie ist nach Foucault eine Handlung, mit der sich bestehende Machtverhältnisse von Individuen einverleibt und infolgedessen verkörpert werden. Eine Form der Selbsttechnologie stellt in modernen Gesellschaften die Form des Geständnisses dar. „Das Geständnis der Wahrheit hat sich in das Herz des Verfahrens eingeschrieben, durch die die Macht die Individualisierung betreibt. Der Mensch des Abendlandes ist zum Geständnistier geworden“ (Foucault 1983,76). Zunächst als Beichte in die Praktik der Buße eingebaut, verliert das Geständnis im Folge des Protestantismus seine kirchliche Exklusivität und ist seit dem 18. Jahrhundert in eine ganze Reihe von hierarchischen Beziehungen eingebaut: Kinder beichten ihre Vergehen ihren Eltern, Kranke offenbaren sich den ÄrztInnen und PsychiaterInnen. Das Geständnis ist vielfältig motiviert und nimmt unterschiedliche Formen an. Verhöre, Konsultationen, autobiographische Berichte - sie alle beruhen auf Geständnisteknik und werden in elaborierten Codes erfasst und analysiert. Dabei ist das Geständnis nach Foucault eng an reale Machtverhältnisse geknüpft und getragen von öffentlichem Interesse:

„Es ist die entscheidende Technik zur Entfaltung, Verbreitung und Verankerung eines Machtdispositivs. Die Menschen sollen reden, über sich, über ihre Ängste und Lüste, Begierden und sexuellen Phantasien: „Man hat nicht nur den Bereich dessen, was sich über den Sex sagen ließ, ausgebreitet und die Menschen dazu gezwungen, ihn beständig zu erweitern; man hat vor allem den Diskurs an den Sex angeschlossen und zwar vermöge eines komplexen und vielfältig wirkenden

Dispositiv, das sich nicht in einem einzigen verbotenen Gesetz erschöpft“ (Foucault 1983, 34).

Die mit der Diskursivierung der Sexualität einhergehende Aufforderung, ein Geständnis über seine Sexualität abzulegen, der Zwang, sich zum sexuellen Subjekt zu machen, wird nach Foucault von den Individuen nicht explizit als Zwang wahrgenommen. Dem Geständnis kommt eher die Funktion einer ständigen Selbstprüfung und Selbstunterwerfung zu, welche dermaßen in Fleisch und Blut übergeht, dass sie nicht als Wirkung einer Macht erscheint, die Zwang ausübt. Nach Foucault scheint es vielmehr so, „als ob die Wahrheit im Geheimsten unserer selbst keinen anderen Anspruch hegte, als den, an den Tag zutreten“ (Foucault 1998, 78). Dabei betont Foucault, wie bereits erwähnt, auch in bezug auf die Geständnismacht, dass sie keineswegs eine rein repressive Wirkung innehat, sondern sich mindestens genauso durch eine produktive Seite auszeichnet. In dieser 'Produktivität der Macht' liegt ein weiterer Grund für die breite Akzeptanz der Geständnisrituale:

*“Der Grund dafür, dass die Macht herrscht, daß man sie akzeptiert, liegt einfach darin, daß sie nicht nur als neinsagende Gewalt auf uns lastet, sondern, daß sie in Wirklichkeit die Wörter durchdringt, Dinge produziert, Lust verursacht, Wissen hervorbringt, Diskurse produziert; man muss sie als produktives Netz auffassen, das den ganzen sozialen Körper überzieht, und nicht so sehr die negative Instanz, deren Funktion in der Unterdrückung besteht“ (Foucault 1983, 34).*

Die 'Politik des Sexes' bewirkt für die Menschen der modernen, abendländischen Gesellschaft durch unterschiedliche Techniken und Selbsttechniken einen hohen Grad der Kontrolle und Normierung ihres Sexualverhaltens. Dabei ist die normierende 'Politik des Sexes' nach Foucault seit Beginn des 18. Jahrhunderts in vier großen Angriffsformen auf dem Vormarsch, auf die ich im Folgenden kurz eingehe.

Ein Wirkungsfeld moderner Macht bildet 1. der disziplinierende Diskurs der 'Sexualisierung des Kindes' bzw. der 'Pädagogisierung des Kindersexes'. Diese bewirkte z.B. die Erfindung von Techniken, die im 'Kampf gegen kindliche Masturbation' angewandt wurden. Sie geben ein deutliches Beispiel für die Ausbreitung des wissenschaftlichen Diskurses über kindliche Sexualität. Dieser basiert auf dem Glauben, alle Kinder seien mit einer Sexualität ausgestattet, die zugleich natürlich und gefährlich sei. Folglich liefen in dem Bemühen, dieses

zwiespältige Potential zu hüten, individuelle und kollektive Interessen zusammen:  
Die kindliche Onanie wurde wie eine Epidemie behandelt:

*"Ausgeklügelte Überwachung, Kontrolltechniken, zahllose Fälle, endloses Moralisieren, Forderungen nach unablässiger Wachsamkeit, fortwährende Aufstachelung des Schuldgefühles, architektonische Umbauten, Familienehre, medizinischer Fortschritt - das alles wurde für einen Feldzug mobilisiert, der, wenn tatsächlich die Ausrottung der Masturbation sein Ziel war, offenkundig von vornherein zum Scheitern verurteilt war" (Dreyfuß, Rabinow, 203).*

Von der Seite der Machtproduktion liest sich der Diskurs über die kindliche Sexualität äußerst produktiv, denn durch die fortlaufende Thematisierung konnte sich die Macht entfalten, ihre disziplinierende Wirkung erzielen und neue Ziele abstecken.

### *'Hysterisierung' der Frauen'*

Als eine weitere Angriffsform der 'Politik des Sexes' definiert Foucault die 'Hysterisierung der Frauen'. Auch dieser Diskurs hat eine regulierende Natur und stützt sich auf die Notwendigkeit der individuellen Disziplinen und Dressuren. Die 'Hysterisierung der Frauen' bewirkt seit dem 19. Jahrhundert eine „sorgfältige Medzinsalisierung ihres Körpers und ihres Sexes, indem sie sich auf die Verantwortung, die die Frauen für die Gesundheit ihrer Kinder, für den Bestand der Familie und das Heil der Familie tragen, berufen wird“ (Foucault 1977, 175). Während Foucault hier zwar den Aspekt der Disziplinierung des weiblichen Körpers erwähnt, bleibt eine Analyse der Konstruktion dieser Geschlechterverhältnisse, auf welche ich nun ergänzend zu seinen Thesen eingehe, als konstitutives Element moderner Gesellschaftsordnungen in seinen Texten unberücksichtigt.

### **3.5. Geschichte der Geschlechter**

Anne Fausto Sterling zeigt in dem Text 'Gefangene des Geschlechts' 1991, dass die im 19. Jahrhundert definierten und in der Biologie bzw. in der 'Natur der Frau' begründeten Geschlechterklischees bis heute sowohl in der Wissenschaft als auch in der Gesellschaft wirkungsmächtig sind. Durch den 'medizinischen Fortschritt' wurde der Körper 'der Frau' analysiert, in das Feld der medizinischen

Praktiken hineingeführt und in Verbindung mit dem Geschlechtskörper gebracht. Diese medizinischen Diskurse bewirken, und hier setzt die feministisch-poststrukturalistische Kritik an, die Konstruktion eines „imaginären Frauenkörpers“ (Engel 2002, 185) sowie die Homogenisierung einer heterogenen Gruppe von Individuen, denen das Attribut 'weiblich' zugeschrieben wurde, zu einer Gesamtkategorie 'Frau'. Zusätzlich dazu werden sowohl die persönliche Identität 'der Frau' als auch die zukünftige Gesundheit 'der Bevölkerung' als zwei voneinander abhängige Variablen konzipiert. Es ist seit dem 19. Jahrhundert eine übliche Praxis, sogenannte 'weibliche' Eigenschaften an einen zu vorklassifizierten 'weiblichen' Körper zu binden und somit zu biologisieren. Mit dem Aufstieg der Anthropologie als der neuen Universalwissenschaft des 18. Jahrhunderts wurde parallel zu den oben genannten Entwicklungen eine Verschränkung von Anatomie und Philosophie vorgenommen, der zufolge der Geist als vom Körper beeinflusst gilt. Die Anthropologie förderte ein explizit 'weibliches' und 'männliches' Körpermodell zu Tage, das sich fortan nicht nur hinsichtlich der Genitalien, sondern auch hinsichtlich der Körperstruktur unterscheiden soll. In der angeblichen Härte eines 'männlichen' Körpers wurde nun dessen Stärke und in der angeblichen Schwäche des 'weiblichen' Körpers die 'Weichheit' und 'Sensibilität' der 'Frau' verortet. Zusätzlich dazu wurden die Reproduktionsorgane zum Kern der weiblichen Identität erklärt.

Während 'die Frau' immer stärker auf ihre Gebärfähigkeit reduziert, und damit enger mit ihrem geschlechtlichen Körper in Verbindung gebracht wurde, gelang es dem Gegenmodell, 'dem Mann', im gleichen Prozess, „seine Geschlechtlichkeit zu leugnen und auf die Gleichsetzung von Mann mit Menschsein<sup>29</sup> hinzuwirken“ (Spannbauer, 1999, 20).

Karin Hausen hat herausgearbeitet, dass sich im Zuge der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben zu Beginn der Industrialisierung eine Einteilung des Lebensraumes in eine private und eine öffentliche Sphäre herausgebildet hat. Während die öffentliche Sphäre für Männer zugänglich war, sollte sich der Lebensraum von Frauen auf die sog. Privatsphäre beschränken. Um diese Ordnung durchzusetzen, wurden sog. Geschlechtercharaktere geschaffen, denen zufolge die gesellschaftliche Raumaufteilung den Charakteren von 'Mann' und

---

<sup>29</sup> Soverlautet der berühmte Mediziner Rudolf Virchow: „Die Frau ist ein Paar mit Eierstöcken, an denen ein Mensch dranhängt, während der Mann ein Mensch ist, der über ein Paar Hoden verfügt“ (Virchow in Fausto-Sterling 1988, 131).

‘Weib’ entsprach. Diese wurden wiederum aus zwei grundsätzlich verschiedenen Geschlechtskörpern abgeleitet. Durch die Kontrastierung der Kategorien ‘Mann’ und ‘Frau’ und den sich daraus ableitenden ‘Charakterdefinition’ im 18. Jahrhundert, wurde somit aus den physischen Unterschieden auf sog. Wesensmerkmale geschlossen und aus einer Mischung von Biologie und ‘Bestimmung’ in die anatomischen Körper eingeschrieben. In dieser dualistischen Geschlechterordnung stand sich Mann und Frau wie zwei Pole gegenüber. Um in dieser radikalen Trennung einem möglichen Geschlechterantagonismus entgegenzuwirken, wurde die Idee von der ‘natürlichen Ergänzung der Geschlechter und der romantischen Liebespopularisierung. Nur beide zusammen, so lautet diese Lehre, könnten die Summe aller menschlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse realisieren und in der Liebe eine ‘harmonische Einheit’ bilden. Auf diese Weise konnten die geschlechtsspezifischen Rollen- und Arbeitsteilung, sowie das heteronormative Liebesideal begründet und die heterosexuelle Ehe als die natürliche Ergänzung von Mann und Frau nach und nach durchgesetzt werden. Die neue Geschlechterordnung ist nach Hausen als Erfindung der bürgerlichen Moderne zu werten, die im machtpolitischen Interesse von ‘Männern’ erfunden wurde. Die als naturgegeben propagierte Ungleichheit der Geschlechter wurde in eine politische Ungleichheit überführt, die in Deutschland, im Gegensatz zu Frankreich<sup>30</sup>, als so etwas Selbstverständliches galt, dass sie nicht einmal schriftlich niedergelegt werden musste. Damit wurde das Geschlecht zu einem gesellschaftlichem Ordnungsbegriff der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung, welche über gesellschaftliche Rechte und Chancen der politischen Beteiligung entschied. Anders ausgedrückt: Freiheit und Gleichheit waren nur im Dreierpack mit Brüderlichkeit zu haben. Ferngehalten von Politik und Staat, reduziert auf den privaten Bereich der Familie, wurden die als Frauen vergeschlechtlichten Subjekte in gesellschaftliche Abseitsgeränge gedrängt. Mit Hilfe der Medizin, der Anthropologie und Anatomie, Psychologie und Pädagogik wurde die neue Geschlechterordnung wissenschaftlich abgesichert und gleichzeitig so erfolgreich diskursiviert, dass sie bis heute als die natürliche Ordnung der Geschlechter akzeptiert wird und Anerkennung findet.

---

<sup>30</sup> Der Ausschluss der Frauen wurde vom französischen Konvent im April 1793 schriftlich verfasst. Darin hieß es, dass Frauen gemeinsam mit Kindern, Irren und Kriminellen keine Bürgerrechte besitzen.

Claudia Honneger definiert die „lärmende Verwissenschaftlichung der Differenzdebatte“ (Honneger 1991,2) als Symptom einer allgemeinen kulturellen Verunsicherung im ausgehenden 18. Jahrhundert. Gegen die Verwirrung einer Zeit, die durch den Aufstieg kapitalistischer Gesellschaftssysteme ebenso gekennzeichnet war wie durch revolutionäre Emanzipationsbewegungen, sollte die neue Geschlechterordnung stabilisierend wirken und die Geschlechterungleichheit trotz der offiziellen Verkündung der Menschen- und Bürgerrechte erneut stabilisieren. Foucault benennt die politische Dimension der Konstruktion von Geschlechtercharakteren nur ansatzweise und spricht ihr so mit den Status einer eigenständigen Angriffsform der Biomacht ab (vgl. Raab 1998,63ff.). Er erwähnt jedoch, und hier werden seine Ausführungen für die feministische Relektüre wieder interessant, neben der 'Pathologisierung des weiblichen Körpers' (s.o.) und der Pathologisierung der kindlichen Sexualität die 'Vergesellschaftung des Fortpflanzungsverhaltens' als wichtige und erfolgreiche Komponente der Biomacht.

### *'Vergesellschaftung' des Fortpflanzungsverhaltens*

Die Disziplinarmacht unterwarf, wie ich bereits im Kontext des Sexualitäts-Allianzdispositivs ausgeführt habe, die Menschen einer strengen Körperpolitik, in der das Gebot galt, den Körper im Namen der 'Volksgesundheit' vor 'schädlichen Einflüssen' zu schützen. Krankheiten oder sexuelle Unachtsamkeiten des Paares führten, so hieß es, leicht zur Zeugung 'sexuell Perverser' oder 'Erbkranker'. Der Komplex: Perversion- Vererbung- Entartung bildete nach Foucault den festen Knotenpunkt der neuen, bis heute agierenden Technologien des Sexes, welche sich in der allgemeinen 'Sorge um den Sex' äußert. Die Medizin des Sexes wurde nicht nur von der allgemeinen Medizin des Körpers abgelöst, sondern stellt sich selbst in die Funktion der eugenischen Bevölkerungspolitik. Sie konstruiert den

*„großen medizinisch-psychologischen Bereich der 'Perversionen', der die alten moralischen Theorien der Ausschweifung oder Hurerei ablösen sollte. Gleichzeitig rückte die Analyse der Vererbung den Sex (...) in die Position einer 'biologischen Verantwortung' (...). Die Medizin der Perversionen und die Programme der Eugenik bildeten innerhalb der Technologie des Sexes die beiden großen Neuerungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese beiden*

*Errungenschaften fügten sich gut zusammen, weil die Theorie der Entartung sie aufeinander verweist* (Foucault 1987, 42)<sup>31</sup>

Innerhalb dieser Vermehrung von Diskursen, die „tief in die Wirklichkeit eindringen“ (ebd. 58) und auf die „Technologie der Gesundheit und des Pathologischen“ (ebd. 58) verweisen, kommt es zu einer „neuen Jagd auf die peripheren Sexualitäten und einer sich daraus ableitenden „Einkörperung der Perversionen und einer neuen Spezifizierung der Individuen (ebd. 58 Hervorh. im Original). Hier lässt sich mit der foucaultschen Perspektive nachzeichnen, dass sich die von Karin Hausen aufgestellte These der modernen Konstruktion sog. Geschlechtercharaktere auf die Konstruktion von Homosexualität bzw. 'den Homosexuellen' übertragen lässt.

Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von alledem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. Sie ist überall in ihm präsent: allen seinen Verhaltensweisen unterliegt sie als hinterhältiges und unbegrenzt wirksames Prinzip. Schamlos steht sie ihm ins Gesicht und auf dem Körper geschrieben, ein Geheimnis, das sich immerfort verrät“ (Foucault 1983, 58).

Foucault verortet die Erfindung der psychologischen, psychiatrischen und medizinischen Kategorie der Homosexualität zeitgleich mit dem Auftauchen Westphals Schriften über die 'konträre Sexualempfindung' (Westphal 1870), in welcher die Theorie aufgestellt wurde, im schwulen Mann sei eine weibliche Seele und in der lesbischen Frau sei eine männliche Seele gefangen. Hatte die Homosexualität bis dahin als Teil des Oberbegriffs der Sodomitie gegolten, unter dem alle sexuellen Praktiken zusammengefasst wurden, die nicht der Fortpflanzung galten, wird sie nun zu einer eigenständigen Kategorie krankhafter Individuen erhoben.

---

<sup>31</sup> Foucault weist darauf hin, dass nicht alle Wissenschaften, die sich der menschlichen Sexualität annähmen, in die Reihe der eugenischen Wissenschaften zu subsumieren sind. So hat die Psychoanalyse, was immer auch später ihre Normalisierende Rolle war, mutigen Widerstand gegen alle Theorien des erblichen Verfalls geleistet.

Auch in Bezug auf die Durchsetzung dieser Wissenskonstruktion spricht Foucault von der modernen Macht eine Doppelfunktion zu: Einerseits wirkt sie kontrollierend und unterdrückt die Körper. Der andere Effekt besteht jedoch darin, dass sie schöpferisch und produktiv am Werk ist. Diese Mechanik „hämmer t sich in die Körper ein, lässt sie in die Verhaltensweisen geleiten, macht sie zu einem Klassierungs- und Erkennungsprinzip und konstituiert sie als Daseinsberechtigung und natürliche Ordnung der Unordnung“ (Foucault 1983, 59). Die Einkörperung der Macht verläuft in einem interaktiven Prozess, die Macht setzt Nahverhältnisse voraus und vollzieht sich mittels eingehender Prüfung und Beobachtung. Machtverhältnisse verlangen einen Austausch von Diskursen durch Fragen, die Geständnisse abzwängen und Bekenntnisse, die Verhöre übersteigen.

„Seit die Sexualität eine medizinische und medizinisierbare Angelegenheit geworden ist, ist sie als Läsion, Dysfunktion oder Symptom auf dem Grund der Organismen, auf der Oberfläche der Haut oder unter dem Verhalten der Zeichen aufspüren. Die Macht, die sich auf diese Weise der Sexualität annimmt, macht sich anheim, die Körper zu streicheln, sie liebkost sie mit den Augen, sie intensiviert ihre Zonen, sie elektrisiert ihre Oberflächen, sie dramatisiert die Augenblicke ihrer Verwirrung, (...) sie ergreift und umschlingt den sexuellen Körper“ (ebd. 60).

Der vielfach erwähnte Doppelleffekt äußert sich hier einerseits in der Ausdehnung der Kontrolle und andererseits in einer „Versinnlichung der Macht“ und einem daraus hervorgehenden „Gewinn an Lust“ (Foucault 1977, 61). Um diese Vermittlungs- und Verkörperungsprozesse zu veranschaulichen, erwähnen Dreyfuss und Rabinow die konstitutive Rolle des Arzt-Patienten-Verhältnisses:

„Die Wissenschaft erhielt einen zusätzlichen Beweggrund, eine verborgene Anregung, die zu ihrer inhärenten Lust wurde. Die Untersuchung, technisches Kernstück dieser neuen Prozeduren, war die Gelegenheit, einen zugrunde liegenden sexuellen Diskurs in akzeptable medizinische Technologie zu kleiden. Zudem wurde der untersuchten Person auch eine besondere Form der Lust zuteil: All diese sorgsame Aufmerksamkeit, diese liebevolle Ausquetschung der intimsten Einzelheiten, diese eindringlichen Nachforschungen. Wie alle anderen Formen

vorgeschriebener Geständnisse exponierte die ärztliche Untersuchung des 19. Jahrhunderts den Vertretern der Autorität die tiefsten sexuellen Phantasien und versteckten Praktiken des Individuums. Darüber hinaus war das Individuum davon überzeugt, es könne sich durch ein solches Geständnis selbst erkennen. Der Sex war (...) das wichtigste Thema der Geständnisergüsse (Dreyfuss, Rabinow 1994, 204)“.

Das homosexuelle Begehren gerät in der modernen Gesellschaft nach Foucault zu Gunsten der Etablierung einer konservativen Sexualnorm ins Visier der Wissenschaften. Es wird dort angenommen, dass das konträre Empfinden nicht nur die normativ-bürgerliche Ehe, sondern ebenso die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die ihr zugrunde liegende heterosexualisierte Geschlechterordnung bedrohen könnte.

Diese Diskursivierung des Sexes in Form einer ‘Einpflanzung der Perversionen’ und einer damit einhergehenden ‘Psychiatisierung der perversen Lust’ (Foucault 1977), zielt nach Foucault darauf

*„jene Form der Sexualität, die sich der strengen Ökonomie der Reproduktion nicht unterwerfen, aus der Wirklichkeit zu vertreiben (...), alle unfruchtbaren Aktivitäten zu negieren, die Seiten-Lüste zu verbannen und die Praktiken, deren Ziel nicht die Fortpflanzung ist, zu verringern und auszuschließen (...). Durch eine Unzahl von Diskursen hat man die juristischen Verurteilungen der kleinen Perversionen vermehrt, hat man die sexuelle Abweichung mit den Geisteskrankheiten verkettet, hat man eine Norm der sexuellen Entwicklung von der Kindheit bis ins Alter aufgestellt und sorgfältig alle möglichen Abweichungen charakterisiert, (...) und um der geringsten Phantasien willen haben die Moralisten aber auch und vor allem die Mediziner ein emphatisches Greulvokabular aufgewärmt: Sind das nicht alles Mittel, um alle unfruchtbaren Lüste zugunsten einer genital zentrierten Sexualität aufzusaugen? Steht nicht die geschwätzigste Aufmerksamkeit, diese seit zwei oder drei Jahrhunderten ihren Lärm um den Sex machen, im Dienste eines elementaren Bemühens, nämlich dem, das Bevölkerungswachstum zu sichern, Arbeitskraft zu produzieren, die Form der gesellschaftlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten, kurz: im Dienste der Absicht, eine ökonomisch nützliche und politisch konservative Sexualität zu bilden?“ (Foucault 1983: 50ff).*

Infolgedessen wird Homosexualität nicht nur als Zeichen von Degeneration und Geisteskrankheit attestiert, sondern auch als angeborene ‘Missbildung’ des Gehirns oder als ‘krankhafter Zustand’ des zentralen Nervensystems<sup>32</sup>.

### *Die Etablierung des Zwei-Geschlechter-Modells*

Die machtvolle Durchsetzung der Diskursivierung des Sexes als einer dem Menschen innewohnende, potentiell krankhafte ‘Eigenschaft’ konstituierte zugleich

---

<sup>32</sup>Siehe insbesondere Kraft-Ebbing: Psychopathia sexualis, 1903

die 'natürliche' Zweigeschlechterordnung, welche bis heute in abendländischen Gesellschaften wirkungsmächtig ist und erst langsam den Status einer unveränderbaren Natur zugunsten der Auffassung von Sexualität und Geschlecht als 'kulturelles' Produkt, verliert. Die für viele Menschen der abendländischen Kultur heute als selbstverständlich und natürlich geltende Vorstellung von zwei (und nur zwei!) biologisch unterschiedlichen Geschlechtskörpern zeigt sich aus dieser Perspektive als diskursive Konstruktion des 19. Jahrhunderts, die die existierende Annahme einer grundsätzlichen Ähnlichkeit der Geschlechtskörper, wie sie u. a. von Laqueur nachgewiesen wurde, abgelöst hat.<sup>33</sup> Die Ähnlichkeit der Geschlechter und Geschlechtskörper wurde bis dahin, wie Barbara Duden herausfand, durch die Lehre von Körperflüssigkeiten begründet. Dieser Lehre zufolge waren weder Menstruationsblut, noch Milch noch Samen Flüssigkeiten, die ausschließlich einem einzigen Geschlecht zugehörig waren. Das Körperinnere, das nicht nur aus den Augen der Laien, sondern auch aus denen der Mediziner verschlossen war, galt als ein rätselhafter Ort beständiger Metamorphosen und eines stetigen Fließens, wobei sich die unterschiedlichen Körperflüssigkeiten unablässig ineinander verwandeln konnten. Die Menstruation wurde als ein physischer Selbstregulierungsprozess gesehen, mittels dessen der Körper überflüssige und nicht verbrannte Nahrung abbauen konnte, und es galt als selbstverständlich, dass Männer eine Menstruation hatten (vgl. Duden 1991, 125ff). Es galt als ebenso natürlich, dass die Blutströme aus verschiedenen Körperöffnungen hervortreten konnten. Aus den Aufzeichnungen eines Arztes aus dem 17. Jahrhundert geht hervor, dass „das Menstruationsblut bei einer sächsischen Frau aus ihren Augen; bei einer Nonne aus den Ohren; eine Frau aus Stuttgart wurde es durch Erbrechen los; eine Frau aus Tübingen aus ihrem Nabel; manche aus ihren Brüsten<sup>34</sup>. und eine andere gar aus ihren Fingern“ (Laqueur, 1996, 124). Als bewiesen galt darüber hinaus, dass alle Menschen über

---

<sup>33</sup> Die Annahme einer grundsätzlichen Ähnlichkeit der Geschlechter, wenn auch in unterschiedlicher Vollkommenheit zugunsten des Mannes, spiegelt sich in der Betrachtungsweise des geschlechtlichen Körpers wieder. Frauen galten als 'nach innen gekehrte Männer'. In dieser Denkweise wurde die Vagina als nach innen gestülpter Penis der Frau, der Uterus als Hodensack und die Eierstöcke als weibliche Hoden wahrgenommen. Die führenden Mediziner und Anatomen von der Antike bis zur Renaissance bestätigten die Annahme von einem weiblichen Penis, dessen Existenz in vielen Anatomiebüchern zeichnerisch niedergelegt wurde (Abbildungen: Laqueur 1996, 42).

<sup>34</sup> In der Ökonomie der Flüssigkeit konnte sich das Blut in Milch verwandeln und es schien als durchaus wahrscheinlich, dass auch Männer Milch produzieren. Vor allem 'feminin wirkende Männer' so wurde von vielen Zeitzeugen berichtet, hatten oftmals 'Milch in ihren Brüsten'. (vgl. Laqueur, 1996, 125).

Samen verfügen. Die grundsätzliche Ähnlichkeit des weiblichen und des männlichen Körpers fasst Laqueur folgendermaßen zusammen :

*„All diese Zeugnisse deuten darauf hin, dass in der Konstruktion des Ein-Geschlechter-Leibes die Grenzen zwischen Blut, Samen, anderen Residuen und Nahrung, zwischen Fortpflanzungs- und anderen Organen, zwischen Hitze der Leidenschaft und der Hitze des Lebens ohne scharfe Trennlinie und von einer für den modernen Menschen fast unvorstellbaren – und sogar beängstigenden Porosität waren“ (Laqueur 1996, 57).*

Diese Beispiele machen deutlich, dass die symbolisch-politische Ordnung der Moderne offenbar mehr als zwei Geschlechter kannte und dass Menschen zu dieser Zeit nicht wie heute als zwei anatomisch eindeutig unterscheidbaren Geschlechtern zugehörig angesehen wurden. Die Geschlechter waren vielmehr schwer lesbare Abstufungen eines einzigen körperlichen Geschlechts. Von diesen Abstufungen hingen jedoch zwei soziale Stände ab - ein männlicher und ein weiblicher Stand. Veränderungen in körperlichen Strukturen oder die Entdeckung, dass die Dinge nicht so waren, wie sie anfänglich schienen, konnten einen Leib aus dem sozialen Stand der Weiblichkeit in den höhergestellten Stand der Männlichkeit<sup>35</sup> hinüberschieben: „Ein Mann oder eine Frau zu sein, hieß während eines Gutteils des 17. Jahrhunderts eine soziale Stellung inne zu haben und eine kulturelle Rolle zu übernehmen; nicht jedoch organisch das eine oder das andere von zwei Geschlechtern zu sein. Geschlecht (sex) war noch eine soziale und noch immer nicht eine ontologische Kategorie“ (ebd. 164).

Dass es sich bei dem Wunsch, ein 'wahres' Geschlecht feststellen zu können, um ein relativ neues Bedürfnis handelt, belegt die Geschichte des Status, den die Medizin und das Recht den Hermaphroditen beimessen haben. Es hat sehr lange gedauert, bis man einlagte, dass ein Hermaphrodit ein einziges Geschlecht haben sollte. Jahrhundertlang stand man ihm einfach zweizu.

*“Biologische Sexualtheorien, juristische Bestimmungen des Individuums und Formen administrativer Kontrolle haben seit dem 18. Jahrhundert in den modernen Staaten nach und nach dazu geführt, die Idee der Vermischung der beiden Geschlechter in einem einzigen Körper abzulehnen und infolgedessen die freie Entscheidung der zweifelhaften Individuen zu beschränken. Fortan jedermann ein Geschlecht, und eine einzige. Jedem seine ursprüngliche sexuelle Identität, tiefgründig bestimmt und bestimmend“ (Foucault 1983, 9).*

---

<sup>35</sup> Für öffentliches Aufsehen sorgte im 17. Jahrhundert der Fall der Catarina de Erauso, die als Konquistador nach Südamerika gezogen war und ihrer Exekution wegen zahlreicher Morde entging, indem sie zum Erstaunen aller ihren Körper öffentlich enthüllte. Ihr wurde nicht nur der Tod erlassen, sondern sie erhielt die öffentliche päpstliche Erlaubnis, offiziell Männerkleidung tragen zu dürfen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Sexualität di- spositive am Kreuzungspunkt von Körper und Bevölkerung seit Beginn der Moderne zur zentralen Zielscheibe für eine disziplinierende und kontrollierende Macht geworden sind. Diese basieren auf der wirkungsmächtigen Konstruktion unterschiedlicher Geschlechtercharaktere, eines darauf aufbauenden hierarchischen Geschlechterverhältnisses, sowie der damit eng verknüpften Erfindung von sog. sexuellen Perversionen und Abweichungen. Diese Bereiche haben die Funktion, die bürgerlich-kapitalistische Geschlechterordnung zu stabilisieren. Die Strategie der Machtgruppierung sich dabei um das Kraftzentrum der Biomacht, welche sich als Verwalterin des Lebens in der Funktion einer repressiven, rassistischen Bevölkerungspolitik stellt und als Mikrotechnik der Macht zugleich alle Bereiche des Alltags<sup>36</sup> umfasst. Diese Form der Macht hat das juristische Vertragsmodell und die souveräne Macht abgelöst und agiert dennoch immernoch in ihrem Namen. Den neuen Machtstrategien ist die Verknüpfung von Macht und Lust gemeinsam, denn es entstehen 'Reizdiskurse', „unaufhörliche Spiralen der Macht und der Lust“ (Foucault 1983,61), die durch inquisitorische Anhäufungen von Wissen sowie durch das Geständnis verstärkt und angetrieben werden.

Dieses Kapitel hat verdeutlicht, dass das Modell der normativen Zweigeschlechtlichkeit und die sich daraus ableitende Geschlechterasymmetrie sich im Kontext der Biomacht an Hand von sich gegenseitig überschneidenden und sich stützenden Herrschaftsachsen herausgebildet, welche sich in die kulturellen Körper einschreiben. Wie ich in Anlehnung an Foucault und Balibar/Wallertstein gezeigt habe, bedingen sich dabei vergeschlechtliche und ethnische Prozesse gegenseitig.

---

<sup>36</sup>Bezüglich des §218 kann aus dieser Perspektive die Rücknahme strafrechtlicher Sanktionen bei gleichzeitiger Verschärfung der Beratungsregelung als ein Beispiel für die von Foucault beschriebene Entwicklung der Bio-Macht verstanden werden, deren Folge unter anderem die wachsende Bedeutung ist, die das Funktionieren der Norm auf Kosten des juristischen Systems des Gesetzes gewinnt.

## 4. Body Guards: Die Überwachung des Geschlechterdualismus

Im folgenden Kapitel werde ich die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit vor dem Hintergrund der Medizinialisierung (4.1.) und in Bezug auf die 'Verrechtlichung' sogenannter Geschlechtsabweichungen diskutieren. Diese beiden Instanzen sind, wie bereits oben deutlich wurde, selbstverständlich 'nur' zwei von vielen Gesellschaftsinstanzen, die die zweigeschlechtliche Ordnung zementieren, kontrollieren, verwalten und reproduzieren. Die Schulmedizin sowie die sich anschließende Sexualmedizin und die in enger Verbindung dazu stehende Sexualwissenschaft, sind nach Genschel dennoch einige der zentralen Instanzen der Etablierung und Aufrechterhaltung von heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit, denn sie geben vor „zu behandeln“, was sie selbst als sogenannte Pathologie, als Abweichung hervorgebracht und in spezifische Form gegossen haben“ (Genschel 1998, 309). Den Definitionsanspruch bei der Konstruktion zu pathologischer Abweichungen, den das medizinische Gesellschaftssystem sich dabei selber zuspricht, werde ich nun zunächst am Beispiel des medizinischen Umgangs mit Intersexualität und danach im Kontext des medizinischen Umgangs mit transgeschlechtlichen Lebensentwürfen, beschreiben.

### 4.1. Intersexualitätsbehandlungen als Normalisierungspraxis

Von intersexuellen<sup>37</sup> Menschen wird im deutschsprachigen Raum fast ausnahmslos in der medizinischen Literatur berichtet. Die dort als intersexuell beschriebenen Körper, die im Volksmund als Zwitter und in der Historie Hermaphroditen genannt werden, gelten medizinisch als abnormal. Während ich im vorausgehenden Kapitel die soziale Konstruktion der Phänomene 'Sexualität' und 'Geschlecht' im Kontext moderner Bevölkerungspolitik erläutern habe, möchte ich im folgenden zunächst darauf eingehen, unter welchen soziohistorischen Prämissen die Pathologisierung von intersexuellen Menschen entstanden ist.

Der auftauchende Diskurs über 'wahre' Geschlechter und 'richtige' sexuelle Identitäten, die aus ihnen hervorgehen (s.o.), bewirkt nach Foucault ebenso die

---

<sup>37</sup>Die Begriffe Intersexuelle/r, Hermaphrodit und Zwitter werden im Text synonym verwendet.

Vorstellung, dass es im Falle eines Zwitter nicht mehr darum geht, uneindeutige Geschlechterstehen zu lassen. Vielmehr geht es nun darum, zu entziffern, welches das eine, 'wahre' Geschlecht ist, das sich hinter einem un-eindeutigem Außen verbirgt. Diese Entwicklung verläuft in etwa zeitgleich mit der Installation des Zwei-Geschlechter-Modells, welches bis heute die westlich-europäische Gesellschaftsordnung begründet. In der sich herausbildenden Schulmedizin setzen dementsprechende, bis heute gängige Operationsriten ein, die unabhängig vom Willen der 'PatientInnen', die „täuschenden Anatomien zu entkleiden haben und hinter den Organen (...) das einzig wahre Geschlecht wiederfinden müssen“ (Foucault 1983, 39).

Sowohl in der Diskussion über die Praxis der Geschlechterdeklaration als auch in der Forschungsdebatte zur Geschlechterentwicklung machen sich um 1900 theoretische und praktische Veränderungsbestrebungen bemerkbar. Sie erheben dabei den Hermaphroditismus zu einem „Qualifizierungsobjekt“ (Klöppel), das heißt seine wissenschaftliche Erklärung gilt als Gütebeweis der Theorien der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit, und wird zugleich zum „Anschauungsobjekt der Wirkmächtigkeit der Geschlechterordnung“ (Klöppel 2002, 157). Die Erklärungen des Pathologen, Politikers und Anthropologen Rudolf Virchows (1821-1902) zu den sog. 'Mannweibern' und 'Scheinzwittern' dienen dazu, den Zusammenhang von körperlichen Phänomenen wie der Keimdrüsenentwicklung und des Geschlechtercharakter zu bestätigen. So schreibt er 1958: „Man nehme den Eierstock hinweg und das Mannweib steht in seiner hässlichen Halbheit vor uns“ (Virchow 1958 nach Klöppel 2002, 157). Die im Zuge des Diskurses um den Stellenwert der Keimdrüsen verhandelten Theorien zur Weichenstellung und zum Verlauf der Geschlechterentwicklung verknüpfen sich eng mit der Objektivierung hermaphroditischer Bildungen. Hermaphroditismus und Geschlechterdifferenz, Anomalie, Monströsität und Normalität sind auf diese Weise in ein grundsätzliches Abhängigkeitsverhältnis verstrickt worden, zu dem es kein Außen mehr gibt. Dies ist eine Wendung, die dem medizinischen Denken der frühen Neuzeit fremd war, dem der Hermaphrodit als außerhalb der Ordnung der Natur stehend galt. Die Ordnung des Normalen hingegen kennt kein Außen, „es kennt nur seine eigene Abweichung“ (Klöppel 2002, 161).

Der Hermaphrodit markiert die Schnittstelle zwischen Mann und Frau, er/sie liefert nach Klöppel den Stoff, aus dem die Geschlechterunterschiede gemacht sind:

„Dabei qualifizieren sich die Forschungsbeiträge dadurch, besagten Stoffvorbereitungsso kunstvoll auf die neuen Theorien zur Vererbung der Geschlechterdetermination, embryologischen und evolutionsbiologischen Theorien, Kastrations- und Keimdrüsentransplantationsexperimente usw. zufallen, dass sie geschickt integriert und auf diese Weise ein modernisierter Schnitt für die Dame und den Herren entsteht. Die Hermaphroditismusforschung dient auf diese Weise der Hervorhebung und der Bestätigung der 'normalen' Anatomie und Entwicklung zum 'Vollmann' und 'Vollweib' (Hirschfeld)“ (Klöppel 2002, 262).

Aus ärztlichen Berichten des späten 19. Jahrhunderts über die Geschlechtsbeurteilung von Hermaphroditen geht nach Klöppel hervor, dass die Urteile in vielen Fällen, in denen ein eindeutiger Nachweis des Geschlechts über die Keimdrüsen nicht möglich war, auf die den Augen und dem Tastsinn zugänglichen Merkmalen beruhen. Zeitgleich etabliertes ist die Theorie, dass das Geschlecht maßgeblich von der 'Richtung', der 'geschlechtlichen Neigung' und dem 'Charakter' einer Person abhängt, denn

„die meisten Mediziner gehen davon aus, dass die Neigung und der Trieb sich natürlicherweise auf das andere Geschlecht richten und daraus geschlossen werden können, welches das Geschlecht einer Person sei. Diese wie auch die Weiblichkeit und die Männlichkeit des 'Charakters' gelten als recht verlässliche Anzeiger des wahren, nämlich des Keimdrüsen geschlechts“ (Klöppel 2002, 162).

Die sozial integrative Funktion, die die Kopplung der Geschlechtsidentität mit dem 'wahren Geschlecht' (s.o.) hat, steht aus dieser Perspektive in einem deutlichen Zusammenhang mit dem Kulturkrisen-Diskurs der Jahrhundertwende. Der Diskurs imaginiert nach Bublitz eine Bedrohung der sozialen Ordnung durch die „Gefahren der Prostitution, unehelicher Geburten; Geistes-, Erb- und Geschlechtskrankheiten, Verfall der Sexualmoral und Sitte nverfall, Veränderung im Geschlechterverhältnis und Rassenverfall“ (Bublitz 2000, 32). So lautet 1906 Neugebauers Bemerkung über Scheinzwitter, sexuelle 'Ausschreitungen', sodomitische Zwischenfälle und Prostitution: „Sehr viele von diesen unglücklichen Geschöpfen verkehrten geschlechtlich mit beiden Geschlechtern“ (Neugebauer 1908, 64 nach Klöppel 2002, 164). Der Fortpflanzungsaspekt der Geschlechterzuordnung tritt hier zugunsten des Motivs zurück, die heterosexuelle Anordnung der Lüste und der Verhaltensweisen sowie der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in produktive und reproduktive Aufgaben zu wahren. Es gilt, ganz im Sinne von Foucaults Biomachtanalyse, das abirrende Subjekt über eine mit seinen/ihren Gefühlen übereinstimmende Geschlechterdeklaration in die Sozialordnung zu integrieren.

Die medizinische Praxis fährt bis heute fort, Hermaphroditismus als Störung zu problematisieren und behauptet dabei mithilfe spezifischer „Entstörungsstrategien“ (Klöppel 2002,167) die Geltung der natürlichen Zwei-Geschlechterordnung. Dabei ist sowohl das Modell der Keimdrüsen als auch das Modell der Chromosomen in den Hintergrund gerückt. An ihre Stelle ist im Zuge der Intersexualitätsbehandlung der schulmedizinische Imperativ getreten, dass soziale und biologische Geschlecht aktiv zu gestalten. Die Intersexualitätsbehandlung beziehen sich dabei heutzutage auf ein Modell der 'Gender-Entwicklung', in welchem mittlerweile auch ausdrücklich gesellschaftliche Faktoren, wie soziale Geschlechtervorstellungen oder das Erziehungsverhalten der Eltern, als Richtwerte der Geschlechterentwicklung angesehen werden. Das Entwicklungsmodell mit seiner Theorie der sozialen Prägung von 'gender' ist jedoch nicht zu trennen von dem, was die medizinisch-psychologische Praxis im Hinblick auf das Störungsszenario Intersexualität als machbare 'Entstörungsstrategien' benennt. Sie zielten nach wie vor auf "individuelle Anpassung statt etwa darauf, der Dramaturgie der zweigeschlechtlichen Ordnung entgegenzuwirken" (ebd. 170). So werden, wie gleich deutlich werden wird, in dem Essay 'Ethische Fragen der Intersexualität', welches auf der Homepage der Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendgynäkologie zu finden ist, einerseits eindeutig gesellschaftliche Faktoren, wie ein Umfeld, welches geschlechtliche Eindeutigkeit erwartet benannt.

*„Die rasche und sichere Festlegung des Geschlechts, in dem ein Kind mit ambivalentem Genitale aufwachsen soll, ist für seine weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung. Diese Entscheidung ist abhängig von Anatomie, Größe und Entwicklungspotential des Phallus und den operativen und hormonellen Korrekturmöglichkeiten, sowie kulturellen Gegebenheiten, Erwartungen, Wünschen und Ängsten von Eltern, Ärzten und Bezugspersonen. Wie würde aber das Kind selbst entscheiden? Würde es dem männlichen oder weiblichen Geschlecht angehören wollen? Würde seine Individualität am besten im „dritten Geschlecht“ erhalten bleiben? Welche Rolle wird ein Kind mit „drittem Geschlecht“ in unserer geschlechtsdimorphen Gesellschaft einnehmen? Wird es in der Lage sein, sich selbstbewusst mit seiner Andersartigkeit zu identifizieren und seinen eigenen Weg zwischen den Geschlechtern finden? Wird es seine Andersartigkeit im Varieté zur Schau stellen oder zurückgezogen leben um seine Andersartigkeit zu verbergen? Welche Maßnahmen von Eltern und Ärzten, sind ethisch vertretbar? Der Wunsch nach einer toleranten Gesellschaft, in der Menschen jeder Herkunft, Rasse, Hautfarbe, Geschlechtszugehörigkeit und aller ihrer Varianten in gleichem Maße wertgeschätzt werden, ist richtig und verständlich. Leider ist weder in unserer Gesellschaft noch anderswo eine Entwicklung zu dieser Toleranz erkennbar. Kleine Abweichungen von der „Norm“ reichen zur Ausgrenzung in Schul- und Freizeitgruppe. Andersartigkeit im Bereich der Geschlechtlichkeit birgt ein hohes Risiko, Leiden zu erzeugen. Der Arzt kann sich deshalb nicht der Schwierigkeit, den mutmaßlichen Willen eines Säuglings oder Kleinkindes abzuschätzen, sollte er jedoch alle Entscheidungen mit größtmöglicher Zurückhaltung getroffen werden. Das äußere Genitale sollte, falls erforderlich, bis zum Abschluss des ersten Lebensjahres operativ so gestaltet werden, dass es eindeutig weiblich oder männlich aussieht (...“ ([www.kindergynaekologie.de/html/dggg\\_abs1.html](http://www.kindergynaekologie.de/html/dggg_abs1.html)).*

Die Philosophie des Intersexualitätsmanagements<sup>38</sup> zielt jedoch andererseits darauf ab, in Fällen uneindeutigen Geschlechts der befürchteten Diskriminierung durch die Umwelt durch medizinische Eingriffe zuvorzukommen. Uneindeutige Körper werden in dieser Logik als Risikofaktor gewertet. Die geschlechtliche 'Normalität' wird dabei als Behandlungsziel nicht in Frage gestellt. Stattdessen „wird sich auf sie bezogen, als existiere sie fraglos außerhalb der Behandlung“ (Klöppel 2002, 170).

Dabei ist die sog. Geschlechternormalität, wie deutlich wurde, etwas ausgesprochen Abstraktes: Sie existiert nur als abstrakte Synthese tradierter Idealmaße und -Werte sowie verschiedener Durchschnittsberechnungen. Normalität wird erst als Effekt ihrer Definition von und ihrer Anwendung auf Abweichendes greifbar, nämlich dort, wo sie zur Problematisierung, Regulierung und Kontrolle eingesetzt wird. Symbolisiert wird so, dass Zweigeschlechtlichkeit und die sich daraus ableitenden Geschlechternormen unumgängliche Wirklichkeiten zusein haben.

*„Die als psychosexuelle Entwicklung benannte Form des Selbstverhältnisses spielt in der Dramaturgie des Intersexuellenmanagements die Rolle, das Subjekt in der Geschlechterordnung aufgehen zu lassen. Sie soll die Stabilität der Geschlechterordnung auch auf der individuellen Ebene sichern. Ausgearbeitet und als realitätsmächtig demonstriert an der 'Störung' und ihrer 'Entstörung', zielt das psychosozial aufgemöbelte Wissen vom Geschlecht auf allgemeine Gültigkeit seiner Kategorien und Modelle. Deren Allgemeingültigkeit macht im Zirkelschluss die 'Störung' sichtbar und ihre 'Entstörung' legitim“ (ebd. 177).*

Geschlecht ist, wie im vorherigem Kapitel auch schon deutlich wurde, eine historisch bestimmte Denk-, Wahrnehmungs- und Körperpraxis, eine „gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise“ (Maihofer 1995, 78). Entsprechend ist sog. Intersexualität heute ein reales Problem, doch entsteht sie erst durch die diskursive Produktion der Abweichung, durch die Bezeichnungen einiger Körper als 'geschlechtlich uneindeutig'. Die Behauptung, dass es sich dabei um ein Spezialproblem weniger Betroffener handle, verwischt nicht nur die Stimmen vieler Betroffener, die die Eingriffe im Gegensatz zu den 'Experten' oftmals als

---

<sup>38</sup> Nach M. Reiter (2000) erfährt in Deutschland etwa je eines des 2000. Neugeborene eine Geschlechtszuweisung. Bei den Eingriffen zur Herstellung eines eindeutig identifizierbaren Genitals wird in 90% der Fälle aus einem uneindeutigen Geschlecht ein weibliches gemacht (siehe [www.postgender.de](http://www.postgender.de)).

Genitalverstümmelungen redefinieren<sup>39</sup>, sondern ebenso die gesellschaftliche Funktion der Problematisierung, die auf die Reproduktion und Stabilisierung der zwangsheterosexuellen Gesellschaftsordnung zielt.

Wie bislang deutlich wurde, ist das hegemoniale System der Zweigeschlechtlichkeit keine Naturtatsache, sondern eine soziale und insbesondere medizinische Konstruktion, die sich in der Betonung des natürlichen anatomischen Unterschieds der Geschlechter durchgesetzt hat. Ein solches System der Unsichtbarmachung, Eliminierung und Ungleichheit, bei gleichzeitig stattfindenden Anreizdiskursen (s.o.), ruft notwendigerweise Irritationen und Widerstände hervor: „Sei es, weil die körperliche Zuordnung nicht immer so einfach ist; weil Menschen sich dem nicht von vornherein unterwerfen [und unterwerfen] oder sei es durch sexuelle Praktiken, die sich der Komplementarität verweigern“ (Genschel 1998, 311). Trotz der zwangsheterosexuellen Ordnung finden sich im alltäglichen Leben zahlreiche Phänomene, die der Eindeutigkeit von Geschlechtlichkeit und den entsprechenden physiologischen und sozio-kulturellen Zuschreibungen widersprechen und theoretisch längst zur Etablierung eines nicht-dichotomen Geschlechterbildes hätten führen müssen.

*„Die Evidenz der Geschlechterordnung ist jedoch so tiefgreifend, dass auch auffindbare Uneindeutigkeiten sie nicht aus der Bahn werfen. Mag die Stimme eines Mannes noch so hoch, der Bartwuchs auf der Oberlippe einer Frau noch so stetig sein, so werden diese lediglich als Abweichungen einer dennoch gültigen Norm gedeutet. Und trotz der Tatsache, dass sich bei allen Kriterien zur Festlegung der Geschlechtlichkeit einer Person auf körperlicher Ebene statt einer binären Struktur ein Spektrum abzeichnet, sei es nun in Bezug auf Genitalien, Chromosomen, Hormone oder sonstige biochemisch zu identifizierenden Einheiten, wird an der Zweigeschlechtlichkeit festgehalten“ (Jäger, Sälzer 2000).*

Das zwanghafte Festhalten zeigt sich, wie oben beschrieben wurde in besonders gravierender und brutaler Form beim medizinischen Umgang mit Menschen mit uneindeutigen Geschlechtskörpern. Im Folgenden geht es um die Frage, wie sich der 'zweigeschlechtliche Erkennungsdienst' auf Menschen auswirkt, die das bei der Geburt zugeschriebene Geschlecht im Laufe ihrer Biographie wechseln wollen.

---

<sup>39</sup>Natascha Feld beschreibt die kontroversen Positionen folgendermaßen: „Esklingt wie ein Schlag ins Gesicht jeglicher humanistischer Werte und Menschlichkeit: die Opferseite spricht von als Folter erlebten und traumatisierenden gynäkologischen Untersuchungen und genitalen operativen Korrekturen, die ihre eine erfüllte Sexualität für immer versagen. Die andere Seite hört sich an wie der humanistische Traum schlechthin; als Krüppel geborene Menschen werden dank modernster Technik zu ganz normalen Menschen, mit einer ganz normalen Sexualität und damit einer guten Aussicht auf ein glückliches Leben mit einer erfüllten heterosexuellen Sexualität und Beziehung“ (Feld 1999, 33).

## 4.2. Das Transsexuellengesetz als Normalisierungspraxis

Wie weiter deutlich wurde, ging die Diskursivierung der Sexualität einher mit der Hervorbringung sog. Geschlechtsabweichungen. Die Benennung bestimmter Seins- und Sexualitätsformen als 'abweichend' äußert sich bis heute in gängigen medizinischen Diagnosen. So wird zum Beispiel in der aktuellen Version des von der American Psychiatric Association herausgegebene 'Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorder' (DSM IV) Transsexualität als 'Sexuelle und Geschlechtsidentitätsstörung' klassifiziert.

Juristisch ist der Umgang mit Transsexualität in Deutschland seit 1981 durch das sog. Transsexuellengesetz geregelt. Das Gesetz sieht dabei zwei Varianten für einen angestrebten Geschlechtswechsel vor: Die Vornamensänderung, die sogenannte 'kleine Lösung', ist nicht etwa durch einen selbstbestimmten Eintrag möglich, sondern nur, wenn zwei psychologische GutachterInnen unabhängig voneinander bescheinigen, dass es sich bei der Antragstellerin bzw. dem Antragsteller um eine transsexuelle Person handelt, die seit mindestens drei Jahren, wie es in den Standards lautet, „unter dem 'Zwang' steht, ihren Vorstellungen entsprechend zu leben und bei der sich mit hoher Wahrscheinlichkeit das sog. Geschlechtszugehörigkeitsempfinden nicht mehr ändern wird“<sup>40</sup>. Was hier diskursiv hervorgebracht wird, ist nicht nur das Phänomen der Abweichung, sondern ebenso die Norm der Geschlechtsübertretung. Die Formulierung des 'Zwanges' unterstreicht die dominante Logik, dass eine empfundene Differenz zwischen dem bei der Geburt zugeschriebenen Geschlecht und dem Wunschgeschlecht eine zwanghafte und

---

<sup>40</sup> Viele transidenten Menschen bemängeln nach Lindemann, „dass sich in den vorzubringenden Gutachten die in den Köpfen der GutachterInnen vorhandenen Geschlechtsrollenstereotypen widerspiegeln. Bestes Beispiel dafür ist ein (...) Gutachter, dem man beim Händeschütteln fast die Hand brechen muss, damit er einen Transmann als 'richtigen Mann' (an-)erkennt. Es sollte offensichtlich sein, dass dieses Kriterium schwachsinzig ist. Aber manche Gutachter setzen Kriterien an, gegen die dieses schon fast vernünftig erscheint. Schwule Männer sind für einige Gutachter keine richtigen Männer (und lesbische Frauen keine richtigen Frauen), ergo darf ein Transmann nicht schwul sein (sonst ist er ja kein Mann), und damit nicht trans. Mangelndes Interesse für Fußball und Formel 1 ist schon Leuten vorgeworfen worden, ebenso wie eine Transfrau vorgeworfen, dass er einen Transmann vorgeworfen, dass er einen Wert gelegt, wobei auch dort die Transfrauen mehr zuleiden haben. So ist in einem Fall einer Transfrau fast das Gutachten für die Namensänderung verweigert worden, weil sie es wagte, in (Damen-)Hosen in der Praxis des Gutachters zu erscheinen - im Winter, bei ca. 10 Grad minus. 'Echte Frauen' tragen eben keine Hosen“ (Lindemann 2000)

somit pathologische Empfindung ist. Ausgeschlossen wird dadurch, dass dieser Wunsch in normales und 'natürliches' Bedürfnisse eingetragene Zugangsberechtigung zum Verfahren bekommen nur diejenigen, die bestimmte Begriffe fallen lassen: Mann/Fraulebt im falschen Körper und dass schon immer, fühlt sich ungebrochen als Frau oder Mann, und will heterosexuell leben.

Die sogenannte 'große Lösung', die Änderung des Personenstandes, kann erfolgen, wenn die betreffende Person zusätzlich nicht verheiratet und dauernd fortpflanzungsunfähig ist. Auch diese Maßnahme verdeutlicht, dass das Transsexuellengesetz im Dienste der Aufrechterhaltung der heteronormativen Grundordnung und ihrer symbolischen Geschlechtercodes steht. Durch die Entfernung der Gebärmutter bei einer Frau- zu- Mann-Transsexuellen bzw. Transgender soll verhindert werden, dass der 'zum Mann Gewordene' Kinder bekommen kann. Es ist in der Logik des Gesetzes demnach undenkbar, dass in der symbolischen Ordnung der Gesellschaft schwangere Männer sichtbar werden. Das Gesetz schreibt zusätzlich vor, dass sich die GeschlechtswechslerIn „in einem die äußeren Geschlechtsmerkmale verändernden operativen Eingriff“ unterziehen muss, „durch den eine deutliche Annäherung an das Erscheinungsbild des anderen Geschlechts erreicht worden ist“ (§8). Indem der Gesetzgeber die Angleichung des Körpers an die gewünschte Geschlechtsrolle verbindlich fest schreibt, erzwingt er die Gültigkeit der Übereinstimmung von Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität. An dieser Stelle wird symbolisiert, dass Frauen mit männlichen Geschlechtsteilen und Männer mit weiblichen nicht erwünscht<sup>41</sup> sind. Dieser gesetzliche Rahmen wird in seiner Funktion, die zwischen geschlechtliche Ordnung aufrecht zu erhalten, durch die Medizinergänzt. Diese ist nicht nur durch die vom Gesetzgeber vorgeschriebene Begutachtung an der Regulierung des Geschlechtswechsels beteiligt. Viele Transsexuelle wenden sich an Ärzte, weil diese in Form von Hormonen und operativen Veränderungen des Körpers das Monopol über die Mittel besitzen, die den Geschlechtswechsel erheblich erleichtern. Der medizinische Umgang mit Transsexualität ist seit 1997 durch die 'Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen der Deutschen Gesellschaft für Sexuallforschung, der Akademie für Sexuallmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft' (Becker) geregelt, die zwar nicht

---

<sup>41</sup> Auch wird die Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern ausgeschlossen - Transsexuelle müssen sich für die Änderung ihres Personenstandes auch dann scheiden lassen, wenn ihre PartnerInnen nach dem Geschlechtswechsel weiterhin mit ihnen zusammenleben.

verpflichtend sind, aber die vorherrschende medizinische Meinung ausdrücken. Festzuhalten ist dabei, dass diese Standards ohne Beteiligung von Selbsthilfegruppen oder sonstigen Transsexuellenorganisationen entstanden sind. Hierzu schreibt Hirschauer:

*„Man fragt sich also: was sollen sie bewirken, diese 'Standards'? Oder was sollen sie zur Darstellung bringen? Man kann eine Antwort auf solche Fragen nach denen die 'Standards' selbst beurteilt werden möchten und Sorge, von Strenge und Gründlichkeit zeugen, kurz vor nun die 'Standards' in verschiedene Argumentationen ein man sagen können, er halte sich nicht an, die Standards'; Querender Geschlechtergrenze) unterläuft, er habe sich einen Rückfall entschuldigen will, wird sagen können, er gehalten. Ich bezweifle, dass dies die Qualität der medizinischen Betreuung Transsexueller heben wird (...). Bewegungslos verharren [die Standards] dort, wo therapeutisch wie professionell politisch dringender Handlungsbedarf bestünde: beim Abrücken von der medizinischen Besetzung des Geschlechtswechsels“ (Hirschauer 1997, 325).*

Die Standards beinhalten die traditionelle Definition, nach der von Transsexualität nur dann zu sprechen ist, wenn dabei auch eine Geschlechtsumwandlung stattfindet. Diese Definition ist insofern folgenswer, da sie die operative Veränderung des Körpers als klares Ziel der Geschlechtsumwandlung vorschreibt. Sie tut dies, obgleich es in der Geschichte von Transsexualität eine Reihe von Belegen dafür gibt, dass es durchaus möglich ist, überzeugend in der gewünschten Geschlechtsrolle zu leben, ohne den Körper entsprechend anzupassen. Das Operationsgebot errichtet nicht nur eine enorme Hürde, sondern schafft auch immanente Zwänge: Da es sich bei geschlechtsumwandelnden Operationen um nicht rückgängig zu machende körperliche Eingriffe handelt, wird große Sorgfalt auf die 'richtige' Diagnostizierung von Transsexualität gelegt. Hierbei ist es nicht etwa Sache der Selbsteinschätzung der Betroffenen, eine Selbstdiagnose wird explizit abgelehnt, sondern es bleibt dem medizinisch-therapeutischen Sachverstand überlassen, die Glaubhaftigkeit des transsexuellen Begehrens zu überprüfen. Die Diagnose muss zweifach bestätigt werden: Zum einen in einem therapeutischen Gutachten (s.o.), zum anderen durch den sogenannten Alltagstest. Bei diesem muss die betroffene Person in der Öffentlichkeit, auf der Arbeit, im Freundeskreis etc. die angeblich gewünschte Geschlechtsrolle einnehmen. In dieser 'Testphase' soll sich nach der Logik der Standards herausstellen, wie ernst der Wunsch nach einer Geschlechtsveränderung ist. Therapie und Alltagstest sind nicht nur Voraussetzung für die Zulassung zur Operation, sondern sie sind auch allen

somatischen Therapiemaßnahmen, d.h. etwa der Vergabe von Hormonen, vorangestellt. Bevor mit der Hormonvergabe begonnen werden kann, muss eine einjährige Therapie nachgewiesen werden. Die Therapie hat nicht nur die Ausgangsdiagnose zu bestätigen, sondern sie hat ebenfalls den Nachweis zu erbringen, dass die betroffene Person sich eigentlich 'schon immer', spätestens jedoch seit dem Abschluss ihrer psycho-sexuellen Entwicklung dem 'anderen' Geschlechtzugehörig gefühlt hat.

Statt eines Wechsels im Sinne der Entwicklung von und Entcheidung zu etwas Neuem liegt den Standards also die Vorstellung einer „inneren Stimmigkeit und Konstanz des Identitätsgeschlechts“ (Becker et al. 1997, 150) zugrunde. Durch diese Definition wird die Tatsache eines Geschlechtswechsels geleugnet. Statt dessen wird unterstellt, Mann oder Frau seien zuvor irgendwie 'in den falschen Körper geraten', weswegen die Medizin durch eine Anpassung an eine bereits zuvor vorliegende Identität eine nachträgliche Richtige Klärung vornimmt.

*„Damit wird der Fall ausgeschlossen, dass die psychosexuelle Entwicklung z.B. zu einer Identität im weiblichen Geschlecht geführt hat, die betreffende Person in Übereinstimmung mit ihrem Körper für ein paar Jahre als Frau lebt und dann – warum auch immer – den Wunsch entwickelt, ein Mann zu werden. Die Veränderung einer bestehenden Identität ist nicht vorgesehen. Würde das zugelassen, könnte auch eine mehrfache Geschlechtsveränderung nicht mehr als die Katastrophe gelten, als die sie heute angesehen wird. Warum nur von Frau zu Mann und nicht auch von Frau zu Mann zu Frau zu Mann zu Frau? (...) Ein derartiger Zwang existiert vor allem im Rahmen des klinisch-therapeutischen Umgangs mit Transsexuellen. Erst außerhalb dieser engen Grenzen wird man darauf gestoßen, dass vor der Veränderung des Körpers und einem mehrjährigen Leben im neuen Geschlecht eine konsistente Identität, die diesem Geschlecht entspricht, nicht vorzukommen scheint“ (Lindemann 2000, 32).*

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die deutschen Standards insgesamt so gestaltet sind, dass sowohl das Kongruenz- als auch das Unveränderlichkeitsgebot der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit durch den Geschlechtswechsel Transsexueller nicht in Frage gestellt werden. Unbenannt und entrechtlicht werden damit gesellschaftlich-geschlechtliche Daseinsformen, Denk- und Fühlformen die weit auskomplexer sind als die heterosexuelle Matrix zulässt. Hierzu schreibt Corinna Genschel:

*„Erfolgreiche Geschlechtsanpassung (...) heißt immer noch Identitätszwang; heißt Widersprüche aus- und insgesamt die eigene Geschichte zu streichen, heißt passing<sup>42</sup>, d.h. unsichtbar zu werden. Eine Sprechposition ist nur unter bestimmten Bedingungen, Auslassungen und Geschichtskonstruktionen möglich. Der medizinische Diskurs wirkt, wie Sandie Stonesagt, als ein*

---

<sup>42</sup> Passing bedeutet vollständig als Mann' durchzugehen.

*kolonialer Diskurs existentieller, das heißt subjektiver Auslöschung (Stone 1991,294)“ (Genschel 1998,313).*

Die im Transsexuellengesetz enthaltene Zwangstherapie und Zwangsoperation zielen darauf, ein auf Lebenssituation, Biographie und Phantasie der betroffenen Person aufbauendes Auffinden individueller Lösungen auszuschließen: Wo Transsexualität nicht unterdrückt werden kann, soll sie in die zweigeschlechtliche Ordnung 'reintegriert' werden<sup>43</sup>. Die juristischen Reglementierungen und eine medizinisch-therapeutische Praxis unterwerfen aus dieser Perspektive die Betroffenen unter Verfahren, die darauf ausgerichtet sind, einen Geschlechtswechsel ungeschehen zu machen und der Transsexualität ihre potentiell subversive Wirkung zunehmen.

---

<sup>43</sup>Das heißt jedoch noch lang nicht, dass ein individueller Umgang möglich ist (siehe Kap.5).

## 5. Transgender-Gendernauts-Mutations

**“We are oppressed for not fitting these narrow social norms and we are fighting back”**

(Feinberg 1998, 5)

Während einerseits viele Menschen mit Hilfe von Hormonen und/ oder sog. geschlechtsangleichenden Operationen das Geschlecht 'wechseln', geht es anderen Menschen aus unterschiedlichen Gründen<sup>44</sup> nicht darum geschlechtlich 'vereindeutigt' zu werden, sondern um eine anerkannte Existenzweise jenseits des zugeschriebenen Geschlechts: „It is partly for this reason, that many transgender activists have advocated that transsexual persons 'come out' and identify themselves as transgendered and, in so doing, begin to write oneself into the story that has been written [about us]“ (Stone 1991, 299).

Im folgenden Kapitel möchte ich anhand der 'Ressource Maskulinität', und hier insbesondere am Beispiel von Transgender und 'Drag-Kings' verdeutlichen, dass sich zeitgleich mit dem Auftauchen der Diskussion um die soziale Konstruktion und Bedingtheit von Geschlecht unterschiedliche Aneignungs- und Umarbeitungsprozesse von Maskulinität ereignen:

*„Den gesellschaftlichen Raum bevölkern, um nur einige Beispiele zu benennen, Lesben (und andere Frauen), die ihren Körper mittels Testosteron und operativen Eingriffen verändern, ohne sich selbst dabei als transsexuell zu bezeichnen oder ein Selbstverständnis als Lesbe/ Frau aufzugeben: es finden sich ftm-Transsexuelle, die sich weiterhin über ihre Eingebundenheit in lesbische Kontexte verstehen oder ftm-Transgender, deren Ziel nicht passing oder eine vollständige Transformation zum Mann ist, sondern der Wunsch ein maskulines Selbst- und Körperverständnis zu leben, das möglicherweise nur wenige oder gar keine der zugänglichen medizinischen Technologien benötigt“ (Engel 2002, 188).*

Das Monopol auf 'Maskulinität', welches oftmals durch einen Rückgriff auf Geburtsrecht, Natur, Hormone o.ä. reklamiert wird, verliert, so verdeutlicht das Zitat, mit dem Auftauchen der aufgezählten Subjektpositionen zunehmend seine Legitimation.

---

<sup>44</sup>Carroll u.a. schreiben hierzu: „Although many transsexuals are able to, with the aid of hormones and surgical interventions, to successfully pass as their desired gender without detection, it is important to note, that others are less successful in doing so. Either the medical procedures are too costly and painful or their basis body morphology makes their attempt transition more noticeable to others“ (Carroll 2002, 80).

*"Masculinity does not belong to men, has not been produced only by men, and does not properly express male heterosexuality. What we call 'masculinity' has also been produced by masculine women, gender deviants, and often lesbians. For this reason, it is inaccurate and indeed regressive to make masculinity into a general term for behavior associated with males." (Halberstam 1998, 241)*

Der Begriff 'transgender' steht in diesem Kontext für verschiedene Arten des unkonventionellen Umgangs mit Körper und Geschlechtsidentität. Im Gegensatz zu Begriffen wie 'Transsexualität', 'Transvestismus', 'Hermaphroditismus' oder 'Geschlechtsidentitätsstörung' stammt er nicht aus der Medizin, sondern aus der politischen Bewegung und verspricht dadurch weitestgehend frei von pathologisierenden Konnotationen zu sein. Die Tatsache, dass sich bislang noch keine eindeutige Bedeutung des Begriffs Transgender durchgesetzt hat, wird von den Transgenderisten als positiv bewertet. Durch seine Offenheit ermöglicht er eine Identitätspolitik, die ohne feste Zuschreibungen auskommt. Im weitesten Sinne geht es um alle, die nicht eindeutig in die Kategorien von Mann oder Frau einzuordnen sind: Prä-, post- und überhaupt nicht operierte Transsexuelle - und zwar sowohl von Frau-zu-Mann als auch umgekehrt-, Transvestiten, Cross-Dresser, Personen mit uneindeutigen Genitalien, und jene, die uneindeutige Geschlechtsdarstellungen im Alltag leben. Insgesamt wird mit dem Ausdruck Transgender die Eindeutigkeit geschlechtlicher Identifikation aufgegeben und anstelle eines zweigeschlechtlichen Systems mit klar zuzuordnenden Geschlechtskörpern und -rollen eine Bandbreite von Möglichkeiten, Geschlecht und Körper zu leben, eröffnet. Als kleinster gemeinsamer Nenner der verschiedenen Verwendungen kann der mit dem Begriff verbundene politische Anspruch bezeichnet werden. Es geht darum, das Recht auf abweichende und damit potentiell subversive Arten, Geschlecht und Körper zu leben, durchzusetzen. Dieses neue Verständnis von Geschlecht wird an verschiedenen Orten sichtbar<sup>45</sup>. Auffällig ist nach Jäger und Sälzer, dass unter dem Label Transgender ein veränderter Umgang mit der eigenen (Transgender-)Biographie

---

<sup>45</sup> Mitte der 90er Jahre entstand die International Bill of Gender Rights, die das Recht auf die Selbstbestimmung körperlicher Veränderungen und auf eine Geschlechtsidentität unabhängig von Chromosomen, Genitalien, Geschlechtszuweisung bei der Geburt oder ursprünglicher Geschlechtsrolle einklagt. Zur selben Zeit wurden die sogenannten 'Health Law Standards of Care for Transsexualism' entworfen, die ebenfalls von einem Selbstbestimmungsrecht der geschlechtlichen Identität und der körperlichen Veränderungen ausgehen. Im Zuge dessen ist eine Fülle an Organisationen, politischen Zusammenschlüssen, Selbsthilfeorganisationen entstanden (so zum Beispiel der American Educational Gender Information Service AEGIS, die International Foundation of Gender Education, die Intersex Society of North America oder Press for Change aus England, um nur einige zu nennen), und an den Universitäten verbreitensich transgender-studies.

stattfindet. Bislang dominierte (s.o.) zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung die Praxis von Transsexuellen, den eigenen Geschlechtswechsel möglichst unsichtbar zu machen und damit umso natürlicher in der neuen Geschlechtsrolle aufzugehen. Transsexualität verschwand mit neuem Gewand und neuem Körper.

*„Nebendie bislang öffentlich vorherrschenden Geschichten von den Männern, die schon als kleine Jungs am liebsten mit Puppen spielten, sich heimlich die Klitoris ihrer Mütter anzogen und in der Operation das Erreichen all ihrer sehnlichsten Wünsche sahen, treten nicht nur Darstellungen des Übergangs in die andere Richtung, sondern auch solche, die die geschlechtliche Ambiguität gegenüber Eigentlichkeit im Sinne eines "eigentlich war ich schon immer..." stark machen. Das trans bleibt nicht länger auf die Phase des Übergangs von einem zum anderen Geschlecht beschränkt, es wird zu einer eigenen (Identitäts-)Kategorie, in die Differenz und Diskontinuität von Anfang an eingeschrieben sind.“ (Jäger, Sälzer 1998).*

Gegen eine naturalistische Fundierung von Geschlecht wird im Kontext der Transgenderbewegung versucht, sich einer eindeutigen und dauerhaften Zuordnung nach dem Raster der Hetero- bzw. Homosexualität zu entziehen. Das politische coming-out der Transgenderisten in den USA hat zu einer Reihe von Veränderungen geführt, die mitunter gar als Genderrevolution bezeichnet werden. Als ein erster Erfolg der politischen Transgenderbewegung kann die erfolgreiche Einmischung in die Überarbeitung der US-amerikanischen Behandlungsstandards von Transsexualität, den sogenannten 'Standards of Care' von 1998 gewertet werden. In der reformulierten Fassung sind Zwangstherapie und Zwangsoperation abgeschafft, wodurch die zwei zentralen Säulen der zweigeschlechtlichen Ordnung - Kongruenz und Unveränderlichkeit - untergraben werden. Die Standards tragen der Tatsache Rechnung, dass es ein Kontinuum von Geschlechtern gibt, in dem es auch zu ungewohnten Kombinationen von Genitalien und Geschlechtsidentität kommt.

Das Paradigma der zweigeschlechtlichen Ordnung wird durch Lebenspraxen und politische Forderungen von Transgenderisten in Frage gestellt. Andere Möglichkeiten der Geschlechtsidentität werden somit denkbar: als Frau mit Penis zu leben, das Geschlecht mehrere Male zu wechseln oder auch, die Gebärfähigkeit im Ausgangsgeschlecht nicht aufzugeben und so vielleicht ein Mann mit Gebärmutter und Eierstöcken zu bleiben. Im Zentrum der Forderungen und Lebenspraxen steht der Wunsch, die eigene Geschlechtsidentität nicht länger dem 'normalen' Verständnis von Mann- und/oder Frausein unterordnen zu müssen.

'Gender trouble' oder 'Geschlechtsidentitätsstörungen', wie es im medizinischen Fachjargon heißt, werden nach Genschel oft „lebenslang als einsame und individuelle 'Störungen' erfahren.“ (Genschel 1998,3 11): „Politisierung bedeutet nun, dass sogenannte Krankheiten von 'Dingen an sich' zu Zeichen sozialer Verhältnisse werden, die sich als biologische oder individuelle 'verkleiden'“ (ebd.). Ins Visier geraten damit die Machtmechanismen, die den Anspruch erheben, jedwede Störung am System der Zweigeschlechtlichkeit zu regulieren und zu ordnen. Die Tatsache, dass trotz dieses Regulierungsanspruches an den Grundregeln von Geschlecht gerüttelt wird, soll nun an dem sich verändernden Selbstverhältnis und Selbstverständnis von GeschlechtswechslerInnen- bzw. VeruneindigterInnen gezeigt werden.

### **5.1. Sexgames?? Handlungsspielräume in der Zwangszweigeschlechtlichkeit**

Der medizinische Diskurs kann mit Foucaults Worten als ein Diskurs subjektiver Unterwerfung beschrieben werden, denn er stellt sehr wohl Subjektformen zur Verfügung, mit denen ein 'Ich' formuliert werden kann. Dieses Ich kann, wie deutlich wurde, jedoch nur in Form der Erschaffung von sog. 'Zonen der Bewohnbarkeit' (Butler), welche auf Kosten existentieller Verwerfung, oder anders ausgedrückt, durch die ständig drohenden 'Zonen der Unbewohnbarkeit', erschaffen werden.

Das bedeutet, dass Subjekte ständig vielfältige Identifizierungen durchlaufen, sich aber auf Grund konstitutiver Zwänge für „bestimmte [sozial und kulturell anerkannte] Identifizierungen entscheiden, auf Kosten von anderen“ (Wartenpfehl 1996,204). Das heißt auch, dass die zugunsten des soziokulturellen Überlebens nicht angenommenen und verworfenen Identifizierungen von einer Person durchlaufen werden und ihm/ihr durchaus bekannt sind. Aus dieser Perspektive handelt es sich sicherstens um eine Entscheidung, ob eine Person beispielsweise eine transsexuelle, bisexuelle oder heterosexuelle Identität annimmt, und zweitens müssen ihr all diese Identitätsentwürfe bekannt sein, damit sie zwei ablehnen kann. Das Modell der Identitätsannahme impliziert jedoch nicht, dass die abgelehnten Identifizierungen verschwinden und nicht mehr präsent sind. Im Gegenteil konstituiert sich die eigene Subjektposition in Abgrenzung zu den

verworfenen Identitätsangeboten, da diese ja zugleich als Grenzmarkierungen für die eigene Subjektbildung fungieren. Das heißt, auf die sexuelle Identität bezogen, dass sich zum Beispiel eine 'heterosexuelle Identität' in Verleugnung einer bisexuellen und in Abgrenzung zu einer lesbischen Identität überhaupt erst als Identität herausbilden kann:

*„Wenn (...) das Subjekt seine Kohärenz auf Kosten der eigenen Vielschichtigkeit herstellt, den Verschränkungen der Identität, aus denen es sich zusammensetzt, dann schließt jenes Subjekt anfechtende Verbindungen, die sein eigenes Wirkungsfeld demokratisieren könnten, von vornherein aus. Bei einer derartigen Reformulierung des Subjekts geht es um mehr als die Aussicht auf eine freundlichere, mildere psychoanalytische Theorie. Denn sie berührt die Frage der stillschweigenden Grausamkeiten, die eine kohärente Identität aufrechterhalten, Grausamkeiten, die Grausamkeiten gegen sich selbst ebenso einschließen, die Demütigung durch die Kohärenz fiktiverzeugung gewahrt wird“ (Butler 1997, 164).*

Die hier benannte Demütigung, die Gewalt gegenüber sich selbst im Prozess der Identifizierung, ist nach Butler dann am Werk, wenn Identitätsbildungen auf Gegensätzen aufbauen und somit aus ihrer eigenen Logik heraus eine Zurückweisung erfordern. Eine homosexuell lebende Frau, die absolut gegen Heterosexualität ist, könnte sich demnach mehr in der Macht befinden als eine heterosexuell oder bisexuell lebende Frau, die um die Brüchigkeit ihrer konstitutiven Stabilität weiß oder sie lebt. Daraus folgt Butler erneut: „Es geht nicht darum, ein Annehmen neuer und anderer Identitäten vorzuschreiben. Ich setze keine politische Hoffnung darauf, dass Identifizierungen eingestanden werden, die herkömmlicherweise geleugnet worden sind“ (Butler 1997, 166). Wenn wir nun fragen, was das für eine kritische Perspektive auf Geschlecht, Nation und andere Zuordnungsmechanismen bedeutet, heißt das zunächst, wie bereits im zweiten Kapitel herausgestellt wurde, nicht mehr zu fragen, was bzw. wer eine Frau oder ein Mann, eine Lesbe, eine Deutsche, eine Ausländerin oder ein Transsexueller ist. Schon allein die Beantwortung dieser Frage stellt „eine Festlegung dar, die zugleich eine Ausschließung für das Andere ist“ (Wartenpfehl 1996, 203). Aus dieser Feststellung ergibt sich folgende Fragestellung: „Wie können feministische Widerstandskonzepte konzipiert sein, die die im Kontext der Biomacht entstandenen Geschlechterpositionen nicht erneut reproduzieren? Oder mit Sabine Hark ausgedrückt: „Wie kann 'im Namen' der Legitimierung einer sozial aufgezwungenen Differenz gesprochen werden, ohne die historisch spezifischen Mechanismen disziplinierender Differenzierung erneut zu stabilisieren?“ (Hark 1996, 16).

Um diese Frage zu beantworten, gehe ich im Folgenden auf Judith Butlers Konzept der Geschlechter-Performance ein, welches sie in Ablehnung an Foucaults Macht-und Diskursbegriff (s.o..) entwickelt hat.

### 5.1.1. Judith Butlers' Performancekonzept

In 'Bodies that matter' (Butler 1995) bezeichnet Butler mit dem Begriff der Performance die Ausführung von Sprechakten, die das hervorbringen, was sie zu bezeichnen vorgeben. Wie bereits erwähnt, nimmt Butler die Geschlechtszugehörigkeit aus dem Rahmen substantieller Identitätsmodelle heraus und begreift sie als eine „konstruierte Identität, eine performative Leistung, an welche das weltliche gesellschaftliche Publikum einschließlich der Akteure selbst nun glaubt, und die es im Modus des Glaubens performiert“ (Butler 2002, 302).

Die Geschlechtsidentität ist performativ in dem Sinne, dass sie das Subjekt, das sie zu verwirklichen scheint, als ihren eigenen Effekt erst konstituiert. Es ist also die Wiederholung der Bedeutungsstrukturen und symbolischen Ordnungen unter denen die Identifizierung steht, unter denen sie mühsam erworben wird und die sich jederzeit in der Gefahr der Aberkennung befindet. So wird Identität zu einer Art Selbstvergewisserung, die immer wieder vorgenommen werden muss, eben weil das Subjekt sich ihrer/seinern nie sicher sein kann. Nach Butler handelt es sich bei Performanz um eine diskursive Aufführung und Anrufung von Subjektpositionen. Hegemoniale Strukturen werden aus dieser Perspektive also nicht 'aufgedrückt' oder 'eingesetzt' und wirken dann, sondern müssen in beständigen Wiederholungen neu inszeniert und bestätigt werden. Die Geschlechterperformance ist aber dennoch kein einmaliger Akt, vielmehr erlangt ein Subjekt seine soziale Existenz erst in der beständigen Wiederholung. Die Stabilität sozialer Kategorien bedarf des fortwährenden Wieder-Einsetzens, sie ist abhängig von deren Reproduktion in jeder einzelnen Existenz.

Die soziale Praxis des Sich-In-Szene-Setzens, der Zwang zur fortwährenden Darstellung lässt einerseits diese Kategorien zu massiven und homogenen Gebilden werden; andererseits ermöglicht sie Veränderung, denn der Imperativ des Wiederholens verweist auf Instabilität: „Die Tatsache, dass es überhaupt eine

Notwendigkeit zur Wiederholung gibt, ist schon ein Indiz dafür, dass Identität nie mit sich selbst identisch ist. Sie muss immer wieder eingereiht werden, das heißt, sie ist in jeder 'Pause' in Gefahr, abgeschafft zu werden" (Butler 1995, 31). Wie bereits mehrfach erwähnt, ist für Butler das biologische Geschlecht eine derjenigen Normen, durch die ein Mensch als gesellschaftliches Wesen überhaupt erst lebensfähig, gesellschaftlich intelligibel wird. Das biologische Geschlecht ist aber nicht, was mensch von Natur aus 'hat', sondern ein „ideales Konstrukt, das mit der Zeit zwangsweise materialisiert wird" (Butler 1995, 21). Das biologische Geschlecht (sex) ist demnach kein statischer Zustand eines Körpers, sondern

*„es sind die regulierenden Normen des biologischen Geschlechts, die in „performativer Wirkungsweise die Materialität <sup>46</sup> der Körper konstituieren und, spezifischer noch, das biologische Geschlecht des Körpers, die sexuelle Differenz im Dienste der Konsolidierung des heterosexuellen Imperativs materialisieren" (ebd. 22).*

Das Geschlecht 'ist' demnach etwas ganz und gar materielles, aber „die Materialität wird als die Wirkung von Macht, als die produktive Wirkung von Macht" (ebd. 22) neu gedacht: Die Materialität des Körpers lässt sich nicht mehr unabhängig von der Materialisierung der regulierenden Norm denken. Das heißt Performativität ist bei Butler keine einmalige oder absichtsvolle Akt, sondern eine „zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkung erzeugt, die er benennt" (ebd. 22). Anders gesagt setzt sich die Norm des Geschlechts in dem Maße durch, wie sie als eine Norm zitiert wird.

## 5.2. Die Geschlechtsidentität als rituelles soziales Drama

Foucault und andere haben deutlich gemacht, dass die Verknüpfung der natürlichen Geschlechtlichkeit mit einer bestimmten Geschlechterzugehörigkeit und miteinander angeblich natürlichen Anziehung durch das andere Geschlecht eine ganz unnatürliche Verbindung kultureller Konstrukte im Dienste der Reproduktion ist: „Der Begriff sex [hates] möglich gemacht, anatomische Elemente, biologische Funktionen, Verhaltensweisen, Empfindungen und Lüste in einer künstlichen Einheit zusammenzufassen und diese fiktive Einheit als ursächliches (...) Prinzip funktionieren zu lassen" (Foucault 1983, 184).

---

<sup>46</sup> Unter dem Begriff Materie versteht Butler immer den Prozess der Materialisierung, der im Laufe der Zeit Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, die w

was zu Materie geworden ist, das heißt, „den stabil wird, so dass sich die Wirkung von ihr Materie nennen" (Butler, 1995, 32).

Wie bereits im letzten Kapitel beschrieben wurde, verläuft einer der Wege, auf denen das System der erzwungenen Heterosexualität aufrechterhalten und erzwungen wird, über die Aufteilung der Körper in verschiedene Geschlechter, die den Anschein des Natürlichen und der natürlichen heterosexuellen Veranlagung (s.o.) haben. Butlers Auffassung der Körper als einer Art Inszenierung oder Dramatisierung von Möglichkeiten ist aus dieser Perspektive hilfreich, wenn man verstehen will, warum und wie eine kulturelle Konvention verkörpert und inszeniert wird. Andererseits ist es kaum vorstellbar, wie sich die strukturellen Gewaltverhältnisse gegen marginalisierte Gruppen von einer theoretischen Position her fassen lassen, die von individuellen Akten ausgeht. Auch Butler grenzt sich von einer individualisierenden Perspektive ab, wenn sie schreibt:

*„Individuelle Akte erhalten und stabilisieren zwar die Unterdrückungsstrukturen, jedoch folgt daraus keineswegs, dass Unterdrückung nur eine Folge dieser Akte ist. Man kann durchaus der Meinung sein, dass die Bedingungen entfielen ohne Menschen, deren Akte die Bedingungen der Unterdrückung erzeugen und aufrechterhalten, aber man sollte nicht übersehen, dass die Bedingung zwischen Akten weder einseitig noch unvermittel ist“ (ebd. 311).*

Daraus folgt, dass die Transformation hegemonialer gesellschaftlicher Strukturen, wie etwa das Konzept der hegemonialen Männlichkeit und der Zwangsheterosexualität, eine Frage der Transformation gesellschaftlicher Bedingungen und weniger die Frage individueller, durch diese Bedingungen hervorgebrachter Handlungen ist. Dieser Feststellung inspiriert Butler dazu, den schon eingeführten Begriff des 'Aktes' umzudeuten und ihn mit einem theatralischen Sinn zu versehen: „Der theatralische Sinn des Aktes erzwingt (...) eine Revision der individualistischen Annahme, die der eher beschränkten Auffassung von Konstitutionsakten (...) zugrunde liegt. Akte [sind] eine gemeinsame Erfahrung, und jeweils kollektive Handlungen“ (ebd.). Butler knüpft hier an diese sehr grundlegende feministische Auffassung an, die besagt, dass auch Handlungen, die sich in der sog. Privatsphäre abspielen, zum politischen Feld dazugehören.

*„Der Akt der Geschlechterzugehörigkeit, der Akt, der jede verkörperte Handelnde ist, sofern jeder von ihm dramatisch und aktiv gewisse kulturelle Bedeutung verkörpert und diese in der Tat wie ein Kleidungsstück trägt, ist eindeutig niemals nur allein in mein Akt. Gewiss vollziehe ich meine Geschlechtszugehörigkeit individuell und mit eigenen Nuancen, aber dass ich dies tue, und zwar in Übereinstimmung mit bestimmten Sanktionen und Vorschriften, ist ganz klar keine bloße individuelle Angelegenheit. Ich möchte auch hier die Auswirkungen bestimmter Normen der Geschlechtszugehörigkeit nicht mindern, Wirkungen, die ihren Ursprung in der Familie haben, die durch familiäre Bestrafungen und Belohnungen durchgesetzt werden und die sich folglich als*

*höchstindividuell deuten ließen, denn selbst hier rekapitulieren, individualisieren und spezifizieren Familienbeziehungen bereits vorliegende kulturelle Beziehungen“ (ebd. 312).*

Deutlich wird an dieser Stelle, dass die geschlechtliche Selbstinszenierung ein Akt ist, der schon geprobt wurde, ein Rollentext, der auch ohne die bestimmten SchauspielerInnen weiter existiert, die ihn umsetzen, ob gleich er zu jeder neuen realen Aufführung individuelle SchauspielerInnen braucht. Das verkörperte Selbst geht den kulturellen Konventionen, die die Körper zu Geschlechtskörpern machen, nicht voraus, sondern die Akteure sind „immerschon im Rahmen der Vorstellung oder des performativen Bezugs auf der Bühne“ (Butler 2002, 313). Die Aufführung der Geschlechterzugehörigkeit ist somit eine individuelle und zugleich eine öffentliche Handlung, denn der geschlechtsspezifische Körper setzt seine Rolle „in einem kulturell beschränkten Körperraum um und inszeniert Interpretationen innerhalb der Grenzen bereits gegebener Anweisungen“ (ebd.). Geschlechterinszenierungen lassen sich deshalb als 'rituelle soziale Dramen' (Turner 1974), als Reinszenierung und neue Erfahrung von gesellschaftlich bereits eingeführten Bedeutungen auslegen. Der individuell-performative Vollzug macht soziale Gesetze explizit.

Wie ist Performativität in einen Zusammenhang mit Handlungsfähigkeit und Widerstand gegen hegemoniale Ordnungsstrukturen zu bringen? Der Wiederholungscharakter der Geschlechterzuschreibung, die Geständnisrituale, Verhöre und Vermessungen zeigen, dass die Materialisierung der Körper nie ganz vollendet ist und dass sich die Körper nie ganz den Normen einfügen, mit denen ihre Materialisierung erzwungen wird. Ist die Grundlage der Geschlechtsidentität die stilisierte Wiederholung von Skripten und keine scheinbar bruchlose Identität, so sind die Möglichkeiten von Geschlechterveränderungen in der Beziehung zwischen diesen Akten zu finden, in der Möglichkeit anderer Arten des Wiederholens, im Durchbrechen oder in der subversiven Wiederholung dieses Stils: „In bestimmter Hinsicht steht jede Bezeichnung im Horizont des Wiederholungszwangs; daher ist die Handlungsmöglichkeit in der Möglichkeit anzusiedeln, diese Wiederholung zu variieren“ (Butler 1995, 213). Das Zitat verdeutlicht, dass Butler davon ausgeht, dass die Kategorien, Regeln und Bilder, die die Vorstellungen von Geschlechterrollen vorgeben, nicht nur einschränkend wirken, sondern im Gegenteil auch die Behauptung alternativer Gebiete kultureller Intelligibilität ermöglichen, d.h. neue Möglichkeiten für die Geschlechtsidentität eröffnen, die den starren Codes der hierarchischen Binärität widersprechen.

Dieser Politikansatz grenzt sich deutlich von der These eines macht- und herrschaftsfreien Raums jenseits der zweigeschlechtlichen Ordnungsstrukturen ab. Eine Subversion der Identität ist demnach nur innerhalb der Verfahren repetitiver Bezeichnungen möglich. An dieser Stelle wird Butlers Anlehnung an Foucaults deutlich: Widerstand liegt nicht außerhalb der Macht und Bezeichnungspraxen, sondern in der strategischen Nutzung, Umdeutung, Ablehnung und Neuerfindung von Identitätsentwürfen:

*„Das Ziel [besteht] heute weniger darin zu entdecken, als vielmehr abzuweisen wer wir sind. Wir müssen uns das, was wir sein können, ausdenken und aufbauen, um diese Art von politischem double-bind abzuschütteln, der in der gleichzeitigen Individualisierung und Totalisierung moderner Machtstrukturen besteht. (...) Wir müssen neue Formen der Subjektivität zustande bringen, indem wir die Art von Individualität, die man uns jahrelang auferlegt hat, zurückweisen“ (Foucault 1987, 250).*

Die Bedingungen, die Subjektconstitution beschränken, sind bei Butler demnach zugleich diejenigen, die Veränderung ermöglichen: Ess sind dies durch den Prozess der Materialisierung selbst hervorgebrachten Instabilitäten, die Möglichkeiten der Re-Materialisierung, die einen Bereich kennzeichnen, „in dem die Kraft des regulierenden Gesetzes gegen dieses selbst gewendet werden kann, um Neuartikulationen hervorzutreiben, die die hegemoniale Kraft eben dieses Gesetzes in Frage stellen“ (ebd. 21).

### **5.3. Praktiken der Des-Identifizierung**

Das, was als Geschlechtsidentität bezeichnet wird, ist eine performative Leistung, die durch gesellschaftliche Tabuserzwungen wird, „eben in diesem performativen Charakter liegt auch die Möglichkeit, den verdinglichten Status der Geschlechtsidentität in Frage zu stellen“ (ebd.). Ein möglicher Ansatzpunkt für Butler sind dabei Praktiken der Desidentifizierung mit zugeschriebenen Geschlechteranweisungen: Kollektive Desidentifizierungen können eine Neukonzeption der Geschlechterordnung bedingen:

*„Es wäre möglich, dass gerade mit Hilfe von Praktiken, die Desidentifizierung mit jenen regulierenden Normen hervorheben, durch die die sexuelle Differenz markiert wird, sowohl feministische als auch queer-Politik mobilisiert wird. Solche kollektiven Desidentifizierungen können eine Neukonzeption dessen begünstigen, welche Körper von Gewicht sind und welche Körper erst noch als entscheidende Gegenstände der Reflexion auftreten müssen“ (Butler 1991, 24).*

Ebenso wie die Körperoberflächen als 'das Natürliche' in szeniert werden, könne sie umgekehrt zum Schauplatz einer unstimmgigen, entnaturalisierten Performanz werden, die den performativen Status der Natürlichen selbstenthüllt. Ein Beispiel der möglichen Subversion von herrschenden Geschlechternormen sind meiner Meinung nach sog. drag-Performances. Der Begriff 'drag' ist eine Abkürzung und steht für: 'dressed as girl'. Er bezieht sich ursprünglich auf Drag Queens, also sogenannte Mann- zu- Frau- Transvestiten, Transsexuelle und Transgender. Literatur über Drag 'Kings', also Menschen, denen das Geschlecht 'Frau' zugeschrieben wurde, und die Maskulinität performieren, ist relativ wenig bekannt, deutschsprachige Veröffentlichungen gibt es kaum.

„When asked: 'What is a drag king'? I reply: 'Anyone (regardless of gender) who consciously makes a performance out of masculinity' (Del La Grace Volcano 1999,21). Drag Kings sind, zu einem Großteil Frauen, Transgender, Transsexuelle und Cross-DresserInnen die, wie noch deutlich werden wird, aus unterschiedlichen Gründen, 'Maskulinität'<sup>47</sup> auf die Bühne bringen, eine Show aus ihr machen: „Drag King is where cross-dressing, butch/femme, and transgender overlap“ (Volcano 1999,27).

Der subversive Charakter von Drag King Shows soll im Folgenden an Hand von verschriftlichten Beobachtungen deutlich werden:

*„Torr betritt die Bühne als Hausfrau Mitte Fünfzig, nennen wir sie Dinah. Torralias Dinah trägt ein Deux-Pièces und eingepflegtes Make-up. Über die Männer weiß sie Bescheid, weiß, dass sie nicht zuhören könne, und dass sie im Gespräch mit ihnen nur drei Floskeln benutzen muss: 'How nice!', 'Very interesting!' und 'You are right!'. Diese drei Ausdrücke, ein permanentes Lächeln und ein gepflegtes Äußeres braucht Dinah, um ihre Weiblichkeit zu inszenieren. Nach dieser Szene schminkt sich Torr vor dem Publikum ab und verwandelt sich Schritt für Schritt in Danny King, ihr männliches Alter Ego: Sie bindet ihre Brüste ab, zieht Anzug und Krawatte an und klebt sich einen Schnauzauf. Danny ist Gründer der 'American Society of Men', einer Organisation nur für Männer, die die Wiederherstellung der Männerherrschaft entgegen feministischen Ansprüchen zum Ziel hat. Danny erklärt dem Publikum genau, wie sich die Männer verdienen ihnen gebührenden Respekt verschaffen können: "Rule number one: Stop smiling!" Lächeln bedeute, andere um Anerkennung zu bitten, es mache einen Mann verletztlich und ausnutzbar. "Rule number two: Stop apologizing!" Frauen entschuldigen sich dauernd, aber "As a man in a man's world, you are always right." Wenn*

<sup>47</sup> Die Bezeichnung Maskulinität wird von mir bewusst verwendet, obwohl dadurch ja, ähnlich wie bei dem Aufgreifen des Begriffs 'Frau' (siehe hierzu Kap.1), die soziale Konstruktion der Geschlechterbinarität, welche sich dadurch auszeichnet Handlungen, Gesten, Sprechweisen etc. dem Begriffespaar 'Maskulinität' vs 'Femininität' zuzuordnen, sprachlich reproduziert wird. Ich benutze den Begriff hier im Kontext von Drag King Performances wo er eine queere Strategien subkultureller Aneignung von bestehender Kategorien darstellt, (die meiner Meinung nach langfristig zu einer Veruneindeutigung und Enthierarchisierung, also zu einer „Umarbeitung“ (Engel 2002, 182) und Neuerfindung der Geschlechterordnung beitragen können).

*ein Mann den Raum betritt, geht er so, als ob jeder Fuß  
und jeder Gegenstand, auf den er seinen Blick richtet, g  
leckt Erde, den er betritt, sein Eigentum wäre,  
er hört ihm“ (Caprez 2002).*

Was Caprez hier beschreibt ist eine Drag King performance von Dianne Torr. Die Darstellung spielt mit der Unterscheidung zwischen der Anatomie des Performers und der dargestellten Geschlechtsidentität: Indem sie die Geschlechtsidentität imitiert, offenbart sie implizit die Imitationsstruktur der Geschlechtsidentität als solcher wie auch die grundlegende Kontingenz zwischen sex und gender. Die Darstellungen inszenieren bewusst übertriebene Stereotypen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Das heißt diese Geschlechterperformance orientiert sich nicht an 'der Realität', sie setzt nicht voraus, dass es ein Original gibt, welches parodistisch imitiert wird. Vielmehr geht es gerade um die Parodie der Vorstellung eines Originals als solchem. Somit offenbart die Geschlechter-Parodie, dass die „ursprüngliche Identität, der die Geschlechteridentität nachgebildet ist, selbst nur eine Imitation ohne Original ist. Oder genauer gesagt: Sie ist eine Produktion, die effektiv, das heißt – in ihrem Effekt- als Imitation auftritt.“ (Butler 1991, 203). Die parodistische Inszenierung des angeblichen 'Originals', nimmt der hegemonialen Kultur und ihren Kritiken den Anspruch auf naturalisierte oder wesentlich bestimmte Identitäten. Gleichzeitig macht Torrs Performance die kulturellen Mechanismen explizit, mit denen Männlichkeit und Weiblichkeit hergestellt werden. Es wird deutlich, wieviel Aufwand die Inszenierung der beiden Figuren 'Mann' und 'Frau' brauchen, um sie so zu gestalten, wie sie 'sind': Make-Up versus künstlicher Bart, entschuldigendes Lächeln versus Platz einnehmende Gestik. Die Gestiken, mit denen Männlichkeit und Weiblichkeit konstruiert werden, werden vorgestellt. Somit entsteht das, was Butler als das politische Potential von Travestie einschätzt: Es besteht keine notwendige Kohärenz zwischen dem Geschlechtskörper und der Geschlechtsidentität. Diane Torr ist als Danny genauso überzeugend wie als Dinah, obschon ihr Körper derselbe ist. Obwohl Torr im biologischen Körper einer Frau geboren wurde, macht sie nicht nur aus Männlichkeit, sondern auch aus Weiblichkeit eine Performance. Sex und Gender werden mittels dieser Darstellung naturalisiert.



Foto:<http://www.godrag-berlin.de>

Drag King performances können durch das Potential der Subversion auch als ein Angriff auf dominante gender-Regime fungieren. Um diese These zu illustrieren, beschreibt Halberstam eine Drag King performance von Maureen Fisher in der Rolle des MoB. Dick:

*„As MoB. Dick, Maureen Fisher manages to parody masculinity by performing its most unnatural and obvious staged aspect: sexism. Declaiming his heterosexuality as fear of 'homos' and desire for 'girlies' to audience in the drag clubs, Mo B. Dick reeks the trick of misogyny” (Halberstam 1999, 7).*

Was Halberstam hier beschreibt, ist, dass Maureen Fishers Inszenierung, genau wie bei Dianne Torr, zum einen Männlichkeit bewusst als Parodie darstellt. Es geht aber nicht nur darum herauszustellen, dass Männlichkeit immer etwas Gespieltes, eine Darstellung ist. Die Aufmerksamkeit richtet sich zusätzlich darauf, dass sich hegemoniale Formen von Männlichkeit (Cornell) über die Abwertung von Frauen und Homos herstellt und dabei den Anspruch des 'Originals' durch die Naturalisierung von Maskulinität erhebt. Indem dominante Formen von Männlichkeit in Szene gesetzt, werden ohne dass ein klassischer 'Männerkörper' dahintersteht, wird ihnen der 'natürliche' Boden entzogen, der immer schon ein kultureller ist.

*„The drag king demonstrates through her own masculinity and through the theatricalization of masculinity that there are no essential links between misogyny and masculinity, (...) the exposure of sexism by drag kings as the basis of masculine realness serves to unmask the ideological stakes of male nonperformativity” (ebd. 255).*

Performance kann, wie gerade deutlich wurde, ausdrücklich den Unterschied zwischen Geschlecht und Geschlechterzugehörigkeit in Frage stellen. Sie kann



Foto: DelLaGraceVolcano

darüber hinaus auch zum Ausdruck bringen, dass Geschlechtszugehörigkeit überhaupt durch das Aufgreifen und Bedienen von Symbolen in einen performativen Vollzug hergestellt wird. Somit ist die Geschlechteridentität eines Drag Kings genauso vollständig und wirklich wie die Geschlechterzugehörigkeit derjenigen, die den sozialen Erwartungen entsprechen. Die Männlichkeit eines Drag Kings ist immer schon eine Kopie und eine Fälschung – zuerst kein Original gibt. Doch was ist genau ein Drag King und worum geht es bei den Performances? Gibt es eine einheitliche Definition dessen, was die/der Einzelne mit der Performance aussagen will? Geht es 'nur' um die Imitation hegemonialer Männlichkeiten oder werden auch zugleich Räume geschaffen, die als Möglichkeit gesehen werden neun Identität(en) auszuprobieren und die zugeschriebenen Konzepte zu erweitern? Diese Frage möchte ich im Folgenden, wiederum an Hand von Zitaten, aus der Perspektive der PerformerInnen beantworten.

*„I had been doing (female) drag for years (...). But when I donned a Drag King persona it didn't feel like much of an act. I was astounded by how natural it felt to be a guy and be free of anxieties I had lived for years around not passing as a 'real' woman. (Part of this anxiety was due to certain anatomical abnormalities that began to manifest in my body at puppetry.)“ (Volcano 1999, 27).*

Was Volcano hier beschreibt, ist, dass seine/ihre Drag King Performance nicht als Akt, als Darstellung empfunden wurde, sondern sich authentisch, 'natürlich' angefühlt hat. Er/sie sagt aus, dass das Einnehmen der 'männlichen' Rolle mit einem Wegfall von Angst einherging, welche er/sie zum Teil dadurch begründet sah, dass sie/er zu den Menschen gehört, deren Körper nicht dem zweigeschlechtlichen Raster entspricht. Aus dieser Perspektive wird deutlich, dass

die inszenierte Aneignung von Maskulinität zugleich auch das Potential des PassingoderderEntscheidungeneinerftmTransgender-Existenzbeinhaltenkann.



Foto:

Fabio, <http://www.kingzofberlin.de>

de

Die Entdeckung sich in einem 'Anderen' Geschlechterkonzept wiederzufinden und wohl zu fühlen, welches einer/einerauf Grund von binären Zuordnungsritualen (s.o.) kategorisch abgesprochen wurde, wurde von Volcano, auf Grund seiner/ihrer feministischen Sozialisation zugleich als ein Schockmoment wahrgenommen:

*"The feeling of comfort and relief I experienced when being perceived as a male came as a quite shock to me because I was raised to believe in the power and glory of womanhood. There are some who accuse me of betraying 'womanity' by inhabiting what looks and sounds like a male body. BOLLOCK Stothatlsay!! I'm a gender terrorist, a walking talking bomb in the Boys club. Tick Tock Tick Tock" (ebd.).*

Was hier zum Ausdruck hervorkommt ist das „Schreckengespenst der Vermännlichung“ (Engel 2002,184), welches vielen weiblich sozialisierten Menschen von klein auf als Abschreckungsmodell vorgehalten wurde. Die Verinnerlichung der Drohung der Vermännlichung führt, wie das Zitat verdeutlicht, häufig dazu das von feministischen AkteurInnen die Strategie jedes Aufgreifens von 'Maskulinität' in Konkurrenz zur Strategie der Umarbeitung von Femininität/Weiblichkeit gesetzt wird. In diesem Verfahren wird dann die Verkörperung 'maskuliner' Geschlechtercodes als eine Anpassung an sog. männliche Normen und Werte ausgelegt. Theresa Lauretis definiert in diesem Zusammenhang 'Maskulinität' als eine symbolische Ordnung, „als eines der machtvollsten kulturellen Zeichen einer aktiven Sexualität und des Begehrens für Frauen“ (Lauretis 1994,264). So gesehen müssen sich die beiden feministischen Strategien nicht gegenseitig ausschließen, da „die lesbisch e Aneignung von

Maskulinität als Zeichen aktiven Begehrens (...) parallel zu einer Loslösung der Femität vom Objektstatus und ihrer Wandlung zu einer gleichsam aktiven Position“ (Engel 2002, 184) stattfindet. Aus dieser Perspektive lässt sich die Strategie der Aneignung von Maskulinität auf einer Ebene mit der Umformung normativer, aufgezwungener Weiblichkeitsentwürfe und deren daraus hervorgehenden Begehrenspositionen ansiedeln. In beiden Konzepten geht es um die Frage wie weit sich die konstruierten und dennoch 'realen' kulturellen Identitätsentwürfe dehnen (Weiblichkeitskonzepte) bzw. um Formen (Männlichkeitsentwürfe) lassen, so dass Selbstverständnisse und Lebensformen darin Platz finden, die nicht „in den Idealen der heterosexuellen, familienfixierten Unterordnung“ aufgehen (ebd.).

In Bezug auf die obenaufgeworfene Frage nach dem emanzipatorischen Gehalt der Drag Strategien lässt sich die Aneignung von Geschlechtercodes als subversiver Akt, als Zündstoff definieren, der damit droht in die etablierte männliche Ordnung einzugreifen und sie 'in die Luft gehen zu lassen' (s.o.).

Die Beispiele verdeutlichen, dass Drag Performances unterschiedliche Motivationen und Effekte haben. Sie können, wie im vorhergehenden Beispiel aufgezeigt wurde, politisch eingesetzt werden, um sexistisches Verhalten zu entnaturalisieren. Zugleich ermöglichen sie einigen AktEURInnen einen kreativen und selbstbestimmten Umgang mit vergeschlechtlichten Ausdrucksweisen, der über das Setting von Bühnenszenierungen weit hinausgeht. Die bewusste Herausstellung von Geschlechtercodes ermöglicht aus dieser Perspektive die Freisetzung und Nutzung von symbolischen Ressourcen, die einer/einerin aufgrund der heteronormativen Zuordnungspraxis verweigert und vorenthalten wurden

*“There are a small but significant percentage of Kings who acknowledge that their Drag King personas are more than stage act. A never smaller percentage have passed through the drag king scene and now identify as transgender, transsexual, intersexual or simply gender variant. For some of us, what started out as a performance or an experiment, became the reality of choice. Being a king for me was part of the process I called 'intentional mutation'. (ebd. Volcano,).”*

Die Bezeichnung 'gewollte Mutation' unterstreicht hier erneut, dass die Strategie der Parodie und Inszenierung mehr ist als eine bloße Imitation von 'Männlichkeit'. Es geht der sprechenden Person zugleich darum, sich in seiner/ihrer

Subjektposition nicht (erneut) festlegen zu lassen und die ... eue, unvollendet und sich  
im ständigen Wandel befindende Identitäten zu besetzen <sup>48</sup>.

*“Ich habe und wurde in meinen paar- und vierzig Jahren von einer Vielzahl von Namen, Körpern und Identitäten besessen. Veränderung, Verwandlung und Bewegung sind so natürlich für mich, wie es vielleicht Identisch bleiben für sie ist. Ich bezeichne mich als (...) 'gewollte Mutation' und als, 'Intersex durch Gestaltung', einerseits um damit zu bedeuten, dass ich der Architekt meines eigenen Schicksals bin und andererseits um ein politisches Statement zu machen. Ich widersetze mich dem pathologisierten Status der jenen von uns zugeteilt wird, die sich dem binären Geschlechtersystem nicht anpassen können oder wollen, als oder bald veralteten Vorstellung, dass es nur zwei Geschlechter gibt: männlich und weiblich. Und ich verweigere das Konzept des 'schönen' Körper, das Konzept, dass es nur einen oder wenige akzeptable Körpertypen gibt. Verwandlungen passieren in vielen verschiedenen Formen“ (Volcano 2000, 5).*

Das Zitat impliziert eine Auffassung von Identität als un-  
ständigem Wandel begriffen. Die Zuordnung 'Geschlechtliche Uneindeutigkeit'  
steht hier, im Widerspruch zu gängigen Definitionsprozessen, nicht für das Label  
'Abweichung' oder 'Störung', sondern für eine aktive SprecherInnenposition, die  
sich der zweigeschlechtlichen In- und Exklusionspraktik widersetzt. Das Beharren  
auf einer 'wahren' Geschlechtsidentität erweist sich aus dieser Perspektive erneut  
als eine regulative Fiktion und als eine Strategie mit der der performative Akt der  
Geschlechterzugehörigkeit verschleiert wird.

### 5.3.1. Subversive Maskulinität?

Im Folgenden möchte ich mich abschließend mit der Frage beschäftigen,  
inwieweit es lesbischen und transgender- 'Männlichkeiten' gelingt, durch  
queerpolitische Strategien der Aneignung der Ressource 'Maskulinität' in  
bestehende Geschlechterhierarchie einzugreifen und diese zu verändern. Sowie  
Antke Engel finde auch ich: „die Idee einer Aneignung und Umarbeitung von  
Maskulinität durchaus bestechend - und zwar aufgrund der sozial privilegierten  
Position, die daran geknüpft ist“ (Engel 2002, 72). Die Methode der Aneignung  
steht hier für eine „Vision der Enteignung: nicht respektlos, vielmehr ganz im Sinne  
des Gemeinwohls nehmen, was vorenthalten werden soll“ (e. b. d.) und stellt nach

---

<sup>48</sup> Der Begriff Mutation steht dabei für eine Veränderung, die weder eindeutig noch vollständig ist. Bei der Transition steht der Abschluss einer Veränderung im Vordergrund, während die Mutation einen fortlaufenden, im Grunde nicht vorstellbaren Wandel impliziert. Kurz gesagt, eine Wandlung, keine Umwandlung“ (Posser 2002, 6).

Engel eine angemessene Strategie gegen hegemoniale Formen von Männlichkeit dar

*„zumal dann, wenn es den bisherigen Statthaltern dieser Bastion nicht gelingt, eine Umarbeitung von Maskulinität vorzunehmen, die z. B. mit deren Gewalt- und Unterwerfungsaspekten bricht. So ist es durchaus vielversprechend, sich vorzustellen, was passiert, wenn es dank lesbischer und transgener-Praktiken neue Angebote von Maskulinität auf dem Markt der Geschlechter und des Begehrens gibt“ (ebd.).*

Das In-Besitz-Nehmen von sog. Maskulinität durch lesbische und transgender Männlichkeiten erscheint hier als eine Strategie, die die verfestigten Grenzen und die Dauerhaftigkeit der asymmetrischen Geschlechterordnung in Frage stellen und herausfordern kann. Der Referenzpunkt ist hierbei, wie weiter oben deutlich wurde, nicht mehr länger ein vorgängiges soziales Subjekt, sondern die subjektkonstituierende Wirksamkeit symbolisch-diskursiver Praktiken. Das Ziel dieser Interventionen besteht also nicht in der Integration vormals ausgeschlossener Identitäten, sondern darin die Prozesse der In- und Ausschließung aufzudecken und in sie zu intervenieren. Wichtig erscheint mir dabei der Hinweis, dass das subversive Potential von angeeigneten Geschlechtercodes immer nur situations- und kontextabhängig ist und daher nicht per se besteht, sondern eine Frage politischer Gestaltungsmacht unter ungleichen sozialen Bedingungen ist. Daraus ergeben sich Fragen nach der Konzeptionalisierung von Repräsentation, nachdem Verhältnis von Symbolischen, Gesellschaftlichem und Sozialem die von mir selbstverständlich nur ansatzweise in dieser Arbeit aufgegriffen und beantwortet werden konnten. Die Strategie des Aufgreifens und Umarbeitens von sog. Maskulinität und der daraus hervorgehende Abschied „von der Verabsolutierung eines imaginären Frauenkörpers“ (Engel 2002), kann nach Engel auch als „eine Antwort auf die Grenzen einer Strategie der Umarbeitung von Weiblichkeit“ (ebd. 185) verstanden werden welche, wie im ersten Teil der Arbeit deutlich wurde, gerade in den letzten Jahren stark kritisiert wurde. Diese Auffassung wird jedoch in der feministischen Diskussion keineswegs von allen AkteurInnen geteilt:

*„Zwar gehört es zum feministischen Grundwissen, dass auch ein Selbstverhältnis als Frau teilweise mühsam und unter Gewaltbedingungen angeeignet werden muss, und dass sich die wenigsten Mädchen/Frauen/Lesbendortbruch- oder kämpflose finden. Doch wardies lange Zeit kein Grund, sich nicht selbst als Hüterinnen der [Zwei Geschlechter-] Norm aufzuspielen“ (ebd. 185).*

Damit sich feministische und queer-feministische Widerstandskonzepte in Bezug auf den Umgang mit heteronormativen Zwangsverhältnissen nicht länger gegenseitig ausspielen bzw. in Konkurrenz zueinander treten, bleibt zu hoffen, dass, gerade im deutschsprachigen Raum, unterschiedliche Kontexte entstehen, in denen die bewusste Inszenierung von Geschlecht als eine Strategie erkannt wird, die jene kulturellen Imperative lesbar werden lässt, die die binär strukturierte Geschlechtsidentität als „unerreichbares Ideal“ (Butler 1993, 224) erzeugen. Das Aufgreifen von ‚maskulinen‘ Geschlechtercodes und Selbstverhältnissen wäre in diesem Kontext nicht länger ein ‚Übertritt zum feindlichen Terrain‘, sondern könnte eine bewusste Abwendung von Formen sexueller Verfügbarkeit und eine dadurch möglicherweise Hinwendung zu selbstbestimmten Selbstverhältnissen, bezeichnen.

Für die feministische Theorie bedeutet das ‚queere‘ Hinterfragen und Aufdecken normativer Identitätsmodelle eine Aufforderung, der Komplexität gelebter Geschlechterentwürfe wie auch der Gewaltförmigkeit heteronormativer Geschlechterdiskurse sowohl theoretisch als auch praktisch Rechnung zu tragen: „Our lives are proof that sex and gender are much more complex, than a delivery room doctor's glance at genitals can determine, more varied than pink or blue birth caps“ (Feinberg 1998, 5).

## Literatur:

Balibar, Etienne (1990): Gibt es einen Neo-Rassismus? In : Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein, Rasse Klasse Nation, Ambivalente Identitäten. Hamburg/Berlin

Beauvoir De, Simone (1949/1994): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg.

Becker-Schmitt, Regina, Gudrun-Knapp, Axeli (2000): Feministische Theorie zur Einführung. Hamburg

Benhabib, Seyla, Butler Judith, Cornell, Drucilla, Fraser, Nancy (1994): Der Streit um Differenz, Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a.M.

Becker, Sophonette et al. (1997): Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung der Akademie für Sozialmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. in Zeitschrift für Sexualforschung 10/97, 147-156.

Bublitz, Hannelore (2000): Zur Konstitution von Kultur und Geschlecht um 1900. In: Hannelore Bublitz et al.: Der Gesellschaftskörper, Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900. Frankfurt am Main

Bublitz, Hannelore (1992): Lektion IV: Geschlecht. In Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. (Hg.), Opladen, Korte/Schäfers, 59-78

Butler Judith (2002): Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Performanz zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Hrg. Uwe Wirth, Frankfurt a.M.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.

Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Berlin.

Caprez, Christiane (2002): Drag kings sind perfekte Männer: Subversion oder Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit? SozMag, Soziologisches Magazin, Basel, Bern Zürich

Carroll, Lynne, Gilroy, Paul, Ryan, Jo (2002): Counseling Transgendered, Transsexual, and Gender-Variant Clients. Journal of Counseling and Development. New York

Castro Varela, María del Mar u.a. (1998): Suchbewegungen, Interkulturelle Beratung und Therapie. Tübingen

Cornell, Robert (1999): Der gemachte Mann, Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Opladen

Derrida, Jacques (1986): Positionen. Gespräche mit Henri Ronsbo, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta. Wien

Dreger, Alice (1998): Hermaphrodites and the medical invention of sex. Cambridge, Harvard University Press

Dreyfus, Hubert L., Rabinow, Paul (1994): Michel Foucault, Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim.

Duden Barbara (1993): Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. In: Feministische Studien: Kritik der Kategorie Geschlecht, Heft 2, Jg. 11.

Duden Barbara (1989): Geschichte unter der Haut. Stuttgart

Engel, Antke (2002): Wider der Eindeutigkeit, Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/Main

Engel, Antke (2000): Umverteilungspolitiken: Aneignung und Umarbeitung der begrenzten Ressource Maskulinität in lesbischen und transgener Subkulturen. In: Die Philosophin, Bd. 22. Tübingen

Engel, Antke (1990): Queer-feministische und kanakische Angriffsauf die Nation: Antirassistische Praktiken und das Konzept der Staatsbürgerinnenenschaft. In: Vor der Information, Wien

Engel Antke (1996): Verqueeres Begehren. In: Hark, Sabine: Grenzen lesbischer Identitäten, Berlin, 73-95

Feld, Natascha (1999): Über Intersexualität. in: Alaska . Zeitschrift für Internationalismus, Heft 224, Bremen, 30-34

Ferreira, Granda (2002): Die Farbe unseres Geschlechts. Gedanken über 'Rasse', Transgender und Marginalisierung. In: (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Polymorph, Berlin

Feinberg, Leslie (1998): Trans Liberation: Beyond Pink and Blue. Boston.

Firestone, Sulamith (1970): The Dialectic of sex. The case for feminist revolution. New York, Morrow.

Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1992/1978): Was ist Kritik? Berlin

Foucault, Michel (1983/1977): Der Wille zum Wissen, (Sexualität und Wahrheit I), Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1986): Der Gebrauch der Lüste. Die Sorge um sich (Sexualität und Wahrheit II.), Frankfurt a.M.

Foucault, Michel (1985): Interview mit Foucault in: Foucault and the politics of Identity. In: Gallagher, Bob, Wilson, Alexander, The Advocate, 58

Foucault, Michel (1998): Über Hermaphroditismus: Der Fall I Barbin, Frankfurt a. M.

Frankenberg, Ruth (1996): Weiße Frauen, Feminismus und die Herausforderung des Antirassismus. In: Fuchs, Brigitte Gabriele Habinger: Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien, 51-66

Fuss, Diana (1991): Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories, Routledge

Genschel, Corinna (1998): Die Formierung der Transgender-Bewegung in den USA. Von medizinischen Objekten zu politischen Subjekten. In: Verqueere Wissenschaften, Münster, Hamburg, London

Genschel, Corinna (2003): Queer Meets Trans Studies: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgression. In Queer Theorie, Freiburger Frauenstudien 12, Freiburg, 163-185

Gildemeister, Regine (1992): Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Ostner Ilona und Lichtblau Klaus (Hg.): Feministische Verunftskritik: Ansätze und Traditionen, Frankfurt a. M., 220-239.

Graswurzelrevolution, Monatszeitschrift für eine gewaltlose, herrschaftsfreie Gesellschaft, <http://www.graswurzel.net/>

Gümen, Sedef (1994): Differenz, Ungleichheit Demokratie im bundesdeutschen und US-feministischen Diskurs. Feministische Bündnispolitik auf dem Weg zu einer Zivilgesellschaft. In: Frauenanstiftung e.V. (Hg.): Demokratie und Differenz. Hamburg, 21-32

Gümen, Sedef (1996): Die sozialpolitische Konstruktion 'kultureller' Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 42, 1996

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996) : Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nichtgleich Frau. Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In: Kategorie: Geschlecht. Empirische Analysen und feministische Theorien, Opladen, 163-190

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2000): Fallstricke des Feminismus, Das Denken 'kritischer Differenz' ohne geopolitische Kontextualisierung. Einige Überlegungen zur Rezeption antirassistischer und postkolonialer Kritik. In: Polylog, Forum für interkulturelles Philosophieren, München, 13- 24  
<http://polylog.org/them/0102/asp03-de.htm>

Hall, Stuart: Culture and Power. Stuart Hall interviewed by Peter Osborne and Lynn Segal. In: Radical Philosophy, 24-41

Halberstam, Judith (1998): Female Masculinity. London

Hark, Sabine (1996): Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen

Hänsch, Ulrike (1998): Ein erotisches Verhältnis? Lesbische Perspektiven und feministische Theoriebildung. In: Feministische Studien, Jg.16, Nr.2, 135-141

Haug, Frigga, Hauser, Kornelia (Hg) 1985: Der Widerstand gegen die Zählung. Kritische Psychologie der Frau, Berlin

Hirschauer, Stefan (1997): Über szientistische Tarnungen medizinischer Zuständigkeitsprobleme. In: Zeitschrift für Sexualforschung 4/97, 332-336

Honneger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib 1970-1850. Frankfurt a.M., New York

Jäger, Ullrich, Sälzer, Christian (2000): Entweder Oder und der Rest. Transsexualität und Transgender. In: Diskurs Frankfurter StudentInnenzeitung 1/00, Frankfurt

Kirchoff, Arthur (1997): Die Akademische Frau, Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe. Berlin

Klöppel, Ulrike (2002): XX0XY ungelöst, Störungsszenario in der Dramaturgie der zweigeschlechtlichen Ordnung. In: (K)ein Geschlecht oder viele? Berlin, 153-180

Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheiten in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Achsender Differenz, Münster

Lindemann, Gesa (1997): Wie viel Ordnung muss sein? In: Zeitschrift für Sexualeforschung, 4/97, 32-36

Lacqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a.M./New York

Nicholson, Linda (1992): Was heißt gender? In: Geschlechterverhältnisse und Politik, Institut für Sozialforschung Frankfurt a.M.

Mies, Maria (1984): Frauenforschung oder feministische Forschung? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 11, 40-60

Money, John, Hampson, John.G. (1955): An examination of some basic sexual concepts: the evidence of human Hermaphroditism. In: Bulletin John Hopkins Hosp., 301-319

Neugebauer, Franz Ludwig von (1905): Welchen Wert hat die Kenntnis des Hermaphroditismus für den praktischen Arzt? In: Sammlung klinischer Vorträge, Neue Folge Nr. 393

Yuval-Davis, Nira (2001): Geschlecht und Nation, Emmentingen

Polymorph (2000): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive. Berlin 2002

Posser, Jay (2000): The Art of Ph/Autography: DeLaGrace Volcano. In: Sublime Mutations, Berlin

Pretzel, Andreas et al. (1998) : Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung. In: Geschichte und Gegenwart. Münster, Hamurg, London, 309-320

Regh, Alexander (1999): Das medizinische Konstrukt Transsexualität. Gefunden bei: TransManne.V. <http://www.transmann.de/standpunkte/medkonstrukt.shtml>

Rebentisch, Juliane (1994): Gender Killer, Texte zu Feminismus und Politik. Berlin-Amsterdam

Reiter, Michel (2000): Ein normales Leben ermöglichen. In: Gigi, Zeitschrift für sexuelle Emanzipation Nr. 8, Berlin

Reiter, Rayna R. (1975): Towards an anthropology of women. New York.

Rich, Adrienne (1991): Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lourd und Adrienne Rich. Berlin, 136-169.

Singer, Mona (2003): Feministische Epistemologien: Was folgt aus der feministischen Identitätskrise? In: Achsender Differenz, Münster

Stoller, Robert (1968): Sex and gender. On the Development of Femininity and Masculinity. New York

Stone, Sandie: (1991) The empire strikes back: A Posttranssexual Manifesto. In: Epstein/ Straub: Body Guards: The Cultural Politics of gender ambiguity, New York, 280-304,

Thürmer-Rohr, Christina (1990): Mittäterschaft und Entdeckungslust. Zur Dynamik feministischer Erkenntnis. In: Studienschwerpunkt Frauenforschung am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin. Berlin, 138-155

Turner, Victor (1974): Drama, Fields and Metaphors. Ithaca

Volcano, Del La Grace (1999): A Kingdom comes. In: The Drag King Book, London

Volcano, Del La Grace (2000): Sublime Mutations, Berlin

Wachtendorfer, Ursula (1998): Soziale Konstruktion von Weiß-Sein. Zum Selbstverständnis Weißer TherapeutInnen und BeraterInnen. In: Castro Varela María del Mar et al.: Suchbewegungen: Interkulturelle Beratung und Therapie, Tübingen

Wallerstein, Immanuel (1990): Ideologische Spannungsverhältnisse im Kapitalismus: Universalismus vs. Sexismus und Rassismus. In: Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein: Rasse Klasse Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg